

KLARTEXT

KLARTEXT

DAS MAGAZIN DER DEUTSCHEN JOURNALISTENSCHULE / LEHRREDAKTION 52 K

2014 / #32

Ein Heft über Gewalt

/Flughafen München: Verbindung leben

M

Gemeinsam arbeiten, offen kommunizieren, partnerschaftlich handeln. Lesen Sie unser kostenloses eMagazin Motion. Ab sofort im AppStore und im Google PlayStore.



Jetzt die App kostenfrei herunterladen. Scannen Sie ganz einfach einen der QR-Codes mit Ihrem Smartphone.

iOS



Android



Editorial

Gewalt ist Dopamin. Sie ist kaltes Metall
und grelles Plastik. Sie frisst sich in die DNA.

Sie ist im Kopf des Veteranen.

Sie steckt im Schuh des Tänzers. Sie ist im
Rohrstock, im Käfig, im Wasserkocher. Ein Wort, ein
Befehl, ein Psalm. Sie kann retten, sie kann töten.

Für *brutal* ist Gewalt ein Puzzle aus dunklen und
hellen Teilen. 20 Geschichten, die von Kampf und
Schutz, Leid und Lust erzählen. Gewalt ist schön.
Manchmal genießen wir sie und sehen ihr gern zu.
Gewalt ist hässlich. Oft fürchten wir sie und
wollen sie aussperren. Gewalt ist brutal. Sie kommt,
wann sie will.

Sie klopft nicht an.

Am 18. März 2014 haben wir die Kriegsphotografin
Anja Niedringhaus interviewt. Am 4. April wurde sie
in Afghanistan erschossen.

Wir widmen ihr dieses Heft.

Lars Baus hat alle Illustrationen in diesem Heft gestaltet.
Er arbeitet als freier Illustrator in Leipzig. www.lars-baus.de



Impressum

brutal · Klartext #32
52K · Deutsche
Journalistenschule
www.klartext-magazin.de/52K

Herausgeber
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8
81677 München
+49(0)89.2355740
www.djs-online.de

Chefredaktion (V.i.S.d.P.)
Anant Agarwala
Jurek Skrobala
Hanna Gieffers (Online)

Chefinnen vom Dienst
Laura Backes
Deniz Aykanat (Online)

Textchef
Francesco Giammarco

Layout
Sabine Oberpriller

Redaktion
Anant Agarwala, Deniz Aykanat, Laura
Backes, Margherita Bettoni, Luise
Checchin, Francesco Giammarco, Hanna
Gieffers, Volker Haaß, Yannick Lowin,
Laura Meschede, Johannes Mitterer,
Sabine Oberpriller, Jurek Skrobala,
Max Sprick, Nathalie R. Stüben

Beratung
Bene Benedikt (Konzept)
Chris Bleher (Text)
Florin Preußler (Art Direktion)
Erol Gurian (Fotografie)
Gökalp Babayiğit (Online)

Anzeigen
Sven Szalewa
Deutsche Journalistenschule
Hultschiner Straße 8
81677 München
+49(0)89.2355740

Lithografie
Regg Media GmbH
Dachauer Straße 233
80637 München
+49(0)89.1591820
www.reggmedia.de

Druck
Bosch-Druck GmbH
Festplatzstraße 6
84030 Ergolding
+49(0)871.76050
www.bosch-druck.de

Wir danken
Lars Baus, Karin Below, Caroline Brand,
Dirk von Gehlen, Holger Gertz, Verena
Hruska, Alex Rühle, Jörg Sadrozinski,
Jenny Schäfer, Sven Szalewa, Wolfgang
Uchatius, Tim Wessling, Regina Wünsche
und den Violent Dancern Lukas und Toni

Das sagen die Anderen

»Mein härtester
Kampf war mit
meiner ersten Frau.«
- Muhammad Ali -

»IT
WASN'T
ME.«
- Shaggy -

»Wenn es blutet,
kann man es töten.«
- Arnold Schwarzenegger in »Predator« -

»Gewalt
ist das
Analphabetentum
der Seele.«
- Rita Süßmuth -

»Für Frieden. Gegen Krieg.
Wer ist das nicht? Aber wie kann
man diejenigen aufhalten, die
zu einem Genozid entschlossen
sind, ohne Krieg zu führen?«
- Susan Sontag -

»Violence is one of the
most fun
things to watch.«
- Quentin Tarantino -

»Lisa, wenn ich jemals aufhöre, Gewalt zu lieben, musst du mich erschießen!«
- Bart Simpson -

»IM KAMPF MIT
DER DUMMHEIT
WERDEN DIE
BILLIGSTEN UND
SANFTESTEN
MENSCHEN
ZULETZT BRUTAL.«
- Friedrich Nietzsche -

„Ich freue mich
darüber, dass es
gelingen ist,
bin Laden zu töten.“
- Angela Merkel -



Innovation und Design. Richtungsweisend für die Zukunft der Mobilität.

Die Auszeichnungen für faszinierendes Design, vorbildliche Sicherheitskonzepte und herausragenden Komfort bestätigen uns immer wieder als wegweisendes Automobilunternehmen. Mit starken Marken, innovativen Fahrzeugen und intelligenten Mobilitätskonzepten gestalten wir die Zukunft der Mobilität.

www.daimler.com

DAIMLER

Seite **32**



Inhalt

Kampf

- 18 In den Abgrund
Konflikte eskalieren oft nach demselben Muster
- 38 Und siehe, es war sehr lang
In sieben Tagen durch die Bibel: Ein Gewaltmarsch
- 62 Nach dem Schuss
Eine Ex-Terroristin sucht den Weg zurück
- 66 Unter der Oberfläche
Eine Psychologin und ein Historiker erklären Gewalt
- 68 Schmerz, lass nach
Mit der Kamera beim Käfigkampf



Seite 42



Seite 20



Seite 46

Luft

- 8 Wut im Raum
Randalieren für den Seelenfrieden
- 26 Darf ich um den nächsten Tritt bitten?
Violent Dancer zeigen, was sie können
- 32 Auf einen Schlag erwachsen
Aua, geil! Jugendliche, die Schmerz lieben
- 42 Kaliber .52
Waffen für Kinder: Die Sommerrends
- 74 Auf die Fresse, Schwager!
Zu einer guten Hochzeit gehört Blut

7
Inhalt

Leid

- 12 Leben in der Killbox
Der Kampf eines Veteranen
- 20 Der vererbte Krieg
Das Trauma in den Genen
- 36 Zu viel Liebe
Ein lyrischer Gewaltexzess
- 50 »Keiner würde sagen:
Hör auf damit!«
*Über Kriegsphotografin
Anja Niedringhaus*
- 56 Ausgeblutet
Gewaltfilme mal anders



Seite 68

Schutz

- 24 No Pain, No Jain
Über eine Pazifistin, die Gott werden will
- 46 Die Gewaltprüfer
FSK 12 oder 16? Im Kino mit Beamten
- 54 Mama, wieso schießen die?
Wie man Kindern Mord und Totschlag erklärt
- 60 Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser
Über drei Menschen, die Gewalt verhindern
- 70 Ich, Bodyguard
Der harte Weg zur Actionheldin



Neu eingerichtet: Nahe der italienischen Stadt Forlì wartet der Rage Room auf Gäste



Wut im Raum

Mach's kaputt! Im ersten
Rage Room Europas
randalieren wohlerzogene
Bürger gegen ihren Frust

Text und Fotos Sabine Oberpriller

Marco Marianini betritt die Umkleide. Er legt einen weißen Schutzanzug an, darüber schnallt ihm der Besitzer des Wutraums Knieschoner und splittersichere Stulpen. Es folgen Halsschutz, Sichtschutz, Helm.

»Ich bin Postbote. Jeden Tag drücken sie mir tonnenweise Briefe auf - wie soll ich die zeitgerecht abliefern? Mein ganzes Leben ist im Moment zum Schreien. Ich will mich im Rage Room abregieren.«

Marianini stapft in den Wutraum, einen Baseballschläger in der Hand. Die Schiebetür ist noch nicht ganz zu, da drischt er schon gegen den Schrank und fegt die Glasflaschen an die Wand. Die Möbel zertrümmert er nicht nur mit dem Knüppel, er wirft sie durch den Raum. Er brüllt zu Lady Gaga, Beethoven und Vivaldi. Marianini wütet 28 Minuten.

»Ich bin einfach leer. Alle Energie ist weg. Gelöst. Ich will nur noch ein Sofa.«



Das Video der Zerstörung: www.klartext-magazin.de/52K/rage-room

A man in a white protective suit stands in a demolition site, holding a large metal pipe. He is wearing a dark turtleneck, grey gloves, and black knee pads. The background shows a concrete wall with a window, a punching bag, and debris on the floor.

**»Mein Job macht
mich *wasend!*«**

Marco Marianini (41) aus Florenz

Der Krieg im Kopf: Johannes
Clairs Einsatz in Afghanistan
lässt ihn auch in
Deutschland nicht los

12

Leid



Leben in der Killbox

Johannes Clair war der perfekte Soldat. Unversehrt kehrte er aus dem Einsatz in Afghanistan zurück und schrieb einen Bestseller über den Krieg. Er glaubte, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben – bis der Tod eines Freundes ihn einholte

Text Deniz Aykanat | Fotos Jenny Schäfer



Meine Hände wandern zu den Hosentaschen, zu meiner Jacke. Alles noch da, alles in Reichweite. Der Typ zwei Stühle weiter, warum hat er sich gerade hier hingesezt? Die Frau daneben spricht mich an. Mein Nacken, meine Knie werden steif. Warum diese Frage? Will mich hier jemand ablenken? Ich blicke mich um. Wer sitzt vor mir, wer hinter mir? Meine Augen suchen die Fenster, die Ausgänge. Die Fluchtwege. Meine Finger prüfen die Verschlüsse an meiner Tasche. Alles zu, alles noch da. Alles unter Kontrolle.

Ich kenne hier niemanden.

Für Johannes Clair ist jeder Tag ein Kampfeinsatz. Er war als Soldat in Afghanistan. In Deutschland ging der Krieg für ihn weiter – auch während der Soziologie-Vorlesung im Hörsaal der Universität Hamburg. Heute studiert Clair nicht mehr. Die Erinnerungen an den Krieg lassen es nicht zu, dass er einem Professor in der Vorlesung zuhört, dass er lernt, dass er ein normales Leben führt.

»Ihr werdet auf die schießen und die werden auf euch schießen.« So hatte es ihm sein Zugführer gesagt. Clair war in Afghanistan, um Menschen zu töten. Der Fallschirmjäger kämpfte an vorderster Front, vom Sommer 2010 bis zum Frühjahr 2011. Da war er 24 Jahre alt. In Af-

ghanistan erwarteten ihn und seine Kameraden Bombenanschläge und zermürbende Stellungsgefechte. Tagelang kauerten sie in ausgetrockneten Flussbetten, verschanzten sich hinter Lehmmauern. Alle in Clairs Kompanie haben den Krieg überlebt. Alle bis auf Florian Pauli.

Nach dem Einsatz schrieb Clair ein Buch über jene Zeit, es wurde zum Bestseller. Er dachte, Afghanistan sei damit abgeschlossen. Er dachte, er habe den Krieg auf 400 Seiten eingesperrt.

Mitternacht. Meine Nachbarin reißt die Tür auf und schmettert sie gleich wieder zu. Ich spüre den Wind im Gesicht. Die Tür geht noch einmal auf, die Nachbarin brüllt. Ich schwitze, ich atme flach. Jetzt nicht die Kontrolle verlieren, nicht dem Instinkt vertrauen. Ein Knall, die Tür ist zu. Die Nachbarin beschallt das ganze Haus mit ihrem Fernseher. Ich kann jetzt nicht mehr schlafen. Ich setze mich an den Schreibtisch und spiele Computer, eine Stunde lang. Draußen ist es schwarz.

Clair will weg aus Hamburg-Wandsbek, raus aus dem Haus. Er will in die Natur. Clair sucht die Einsamkeit. »Menschen über, unter und neben mir. Das macht mich fertig.« Mit angezogenen Beinen sitzt er auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer. Auf dem Tisch vor ihm stehen drei kleine Vasen mit jeweils einer säu-



Patrouillenfahrt: Clairs Selfie in der afghanischen Wüste

berlich geschnittenen gelben Blume. Clair reibt seine Füße aneinander, sie stecken in grauen Tennissocken. Sein Pullover spannt über der breiten Brust.

»Wäre in Afghanistan Frieden, würde ich zurückkehren.« Fältchen bilden sich an den Winkeln seiner braunen Augen, er lächelt. Er fummelt am Zipper seines Pullovers herum und blickt aus dem Fenster. Clair hat hunderte Fotos aus Afghanistan auf seiner Festplatte. Sie zeigen schroffe Natur und menschenleere Pässe. »Ich könnte dort ein Hotel eröffnen und Trekking-Touren anbieten.« Er lacht, als hätte er einen blasphemischen Witz während des Gottesdienstes gemacht.

Clair kehrte nach neun Monaten ohne einen Kratzer aus dem Einsatz zurück. Seine Mission in Afghanistan ging naht-



los in eine neue über. »Mit meinem Buch wollte ich die Geschichte des einfachen Soldaten für die Öffentlichkeit erzählen.« Clair hat diesen Satz schon oft gesagt – in Interviews, bei Vorträgen und Lesungen, die ihn durch ganz Deutschland führten. Er engagiert sich ehrenamtlich als stellvertretender Vorsitzender des *Bundes Deutscher Veteranen*. Veteran, so nennt er sich heute.

Clair erzählte jedem, der es hören wollte, von der schlechten Ausrüstung der Bundeswehrsoldaten, den widerlichen Toiletten im Feldlager und der Todesangst, die ihn zum ersten Mal in einer heißen Sommernacht in Afghanistan ergriff, als sein Zug in einen Hinterhalt gelockt worden war. Wenn Clair über den Krieg sprechen soll, sprudelt es aus ihm heraus. Er erzählt stundenlang davon. Vieles sagt er zwei- oder dreimal, bevor es für ihn richtig klingt. Er gibt sich Mühe dabei, seinen Krieg in Worte zu kleiden.

Clair trägt 27 Liter Wasser die Treppe hoch, zwei Sixpacks mit großen Mineralwasserflaschen in der einen Hand, ein drittes Sixpack in der anderen. Er nimmt zwei Stufen auf einmal. In Clairs Wohnung riecht es nach Meerschweinchen. Hier ist sein Rückzugsort, obwohl er das Mietshaus hasst.

»Es ist paradox«, sagt er und schüttelt den Kopf. Die Wohnung, sie ist immer noch besser als die Welt da draußen.

Clair macht nicht viel zuhause. Manchmal wacht er auf und bleibt einfach liegen.

Clair wollte immer Soldat werden. Nach Abitur und Wehrdienst verpflichtete er sich für vier Jahre als Zeitsoldat. Da war Deutschland schon mitten im Afghanistan-Krieg. »Mit Travel und Work

»Ein voller Bus, eine volle U-Bahn, ein voller Supermarkt. Das ist die Hölle für mich«

in Australien kann man die Welt nicht verändern«, sagt er. In seinem Kopf hat Clair ein Bild, das immer wiederkehrt: der Soldat als weißer Ritter, der seine Heimat verlässt und Frieden schafft.

Wandsbek Markt. Neben Clair öffnet sich eine Bustür, er bleibt stehen. »Kann ich helfen?«, sagt er laut und greift mit beiden Händen nach dem Rollator einer alten Frau. Sie weiß noch gar nicht, dass sie aussteigen will. Mit einer Hand hebt Clair den Rollator aus dem Bus, mit der anderen stützt er die Frau. Der Bus fährt bis zu seiner Wohnung, er könnte einsteigen. Clair betritt aber keinen Bus, keine U-Bahn, keinen vollen Supermarkt. »Das ist die Hölle.«

Als die Angst zu Clair kam, war es Nacht. Vor der Stadt Qara Yatim lockten Taliban seinen Zug in einen Hinterhalt. In die Killbox, eine Gefechtsstellung, in der der Feind eingekesselt und von allen Seiten beschossen wird. »Wenn die Kugeln so nah an deinem Kopf vorbeifliegen, dass es pfeift, weißt du, dass es ernst ist.« Nach dem Hinterhalt hat die Angst Clair wochenlang nicht verlassen. Schockstarre. Er traute sich nicht mehr, über dem Wall den Feind zu suchen. Clair traute sich nicht mehr, zu schießen.

Mit den Füßen wühle ich in den Laken. Ich murmle vor mich hin. Das T-Shirt klebt auf meiner Haut. Nass. Etwas zieht mich zu Boden. Meine Beine sind aus Blei. Ich liege wach. Ich sehe mir selbst zu. Und kann nichts machen.

Wenn Clair zu Vorträgen eingeladen wird, liest er meistens das Kapitel über die Killbox vor. Er bemüht sich beim Lesen, passt Stimme und Tempo je nach Passage an. Er brüllt, wenn im Buch geschrieben steht, dass einer brüllt. Er liest nicht wie ein Schauspieler. Er liest wie einer, der jedem zeigen will, wie es ist, wenn Bomben neben einem in die Erde einschlagen.

7. Oktober 2010. Oberfeldwebel Florian Pauli sichert mit seiner Patrouille eine kleine Brücke bei Baghlan, einer »



Für immer auf der Haut:
Nach Afghanistan ließ sich Clair ein Tattoo in Gedenken an den Einsatz stechen

» Stadt südlich von Kundus. Ein Mann auf der Straße bittet Pauli, der im Auto sitzt, um Hilfe. Ein Bauer? Pauli lässt einen afghanischen Übersetzer aus seiner Truppe kommen. Der Mann scheint verletzt zu sein, Pauli ist Sanitäter. Pauli steigt aus, der Mann sprengt sich in die Luft. Pauli liegt leblos im Staub, die Schutzbrille hängt ihm schief im Gesicht. Er stirbt auf einem Feldbett. Clair erfährt wenige Stunden später vom Tod seines Freundes. Im Kondolenzraum spielt er ihm ein letztes Lied auf der Gitarre. Er schließt die Sache für sich ab. Bis ein Buch vor ihm liegt.

Drei Jahre nach Paulis Tod veröffentlichte Clairs früherer Kompaniechef »Feindkontakt«, eine Sammlung von Berichten über den Afghanistan-Einsatz.

»Ich habe diese Sehnsucht in mir, wieder Soldat zu sein. Ein Teil von mir will wissen, wie es jetzt wäre«

Clair hatte sich darauf gefreut, das Buch zu lesen. So wie ihn alles interessiert, was mit seinem Einsatz zu tun hat. In einem der Berichte hat Paulis Zugführer Minute für Minute den Todestag des Oberfeld-

webels nachgezeichnet. Und mit jeder Minute wurde Clair bewusster, dass alles egal ist, wenn einer stirbt.

Ich sitze auf dem Bett. Ich weine. Meine Hände zittern, mein Herz bebt. Ich rühre mich nicht, stundenlang. Ich bin wieder im Gefecht.

Die Angst kroch zurück in Clairs Körper. Seitdem geht er zu einer Psychotherapeutin. Am Anfang dachte er, es würde ihm dann schnell besser gehen, doch erst einmal wurde es schlimmer. »Meine Therapeutin sagt, dass das normal ist.« Ein Psychiater berät mit Clair, ob er Antidepressiva nehmen soll.

Wenn Clair lächelt, sieht er aus wie auf den Fotos in Afghanistan, die ihn in voller Montur, mit Staub im Gesicht und seinem Gewehr im Anschlag zeigen. Auf den Bildern blitzt unter Helm, Headset und Schutzbrille nur noch sein rotbrauner Dreitagebart hervor. Heute ist Clairs Kinnlinie weicher, er hat zugenommen seit dem Einsatz. Er sitzt auf seinem Sofa und erzählt, gestikuliert und macht Witzchen. Er kann genau erklären, wann und warum es ihm schlecht geht. Manchmal wirkt es so, als spreche Clair von einer anderen Person.

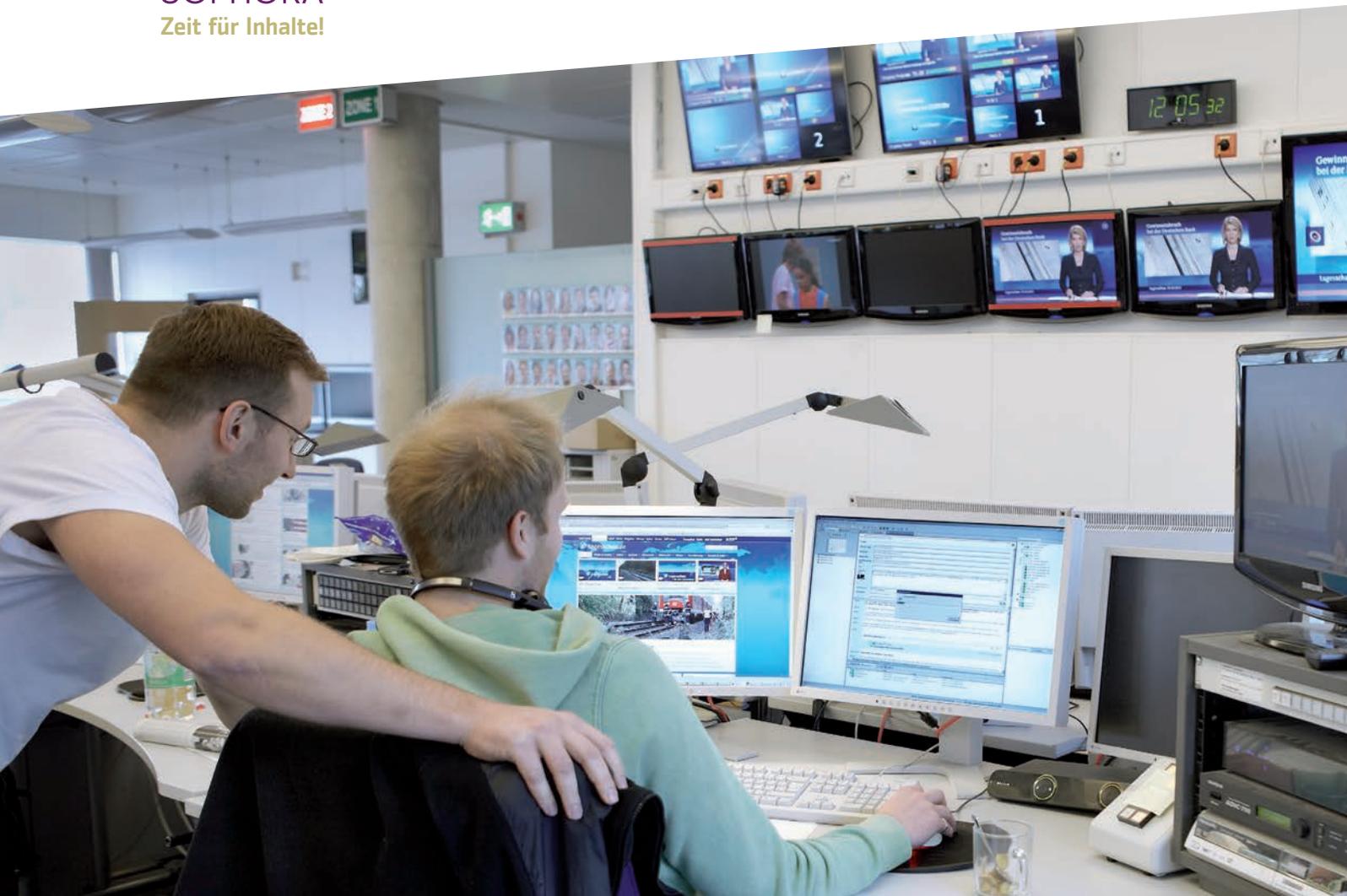
»Ich muss eine neue Richtung finden«, sagt er. Im Moment dreht sich Clairs ganzes Leben aber noch um die Vergan-



Wachposten: Kinder treiben Schafe durch eine Straße in Chahar Darrah

genheit. »Ich habe diese Sehnsucht in mir, wieder Soldat zu sein.« Der Gedanke lässt ihn nicht los. Clair weiß, dass das Wahnsinn wäre. Und ein Zurück gibt es ohnehin nicht. Er verließ die Bundeswehr ein knappes Jahr nach Paulis Tod. »Ein Teil von mir will wissen, wie es jetzt wäre.« Ob er über den Wall blicken könnte, um zu schießen. Oder wieder in Schockstarre verfallen würde.

Unmittelbar nach Ende seines Einsatzes im Frühjahr 2011 ließ sich Clair in seiner Heimat Scheeßel, einer Kleinstadt zwischen Hamburg und Bremen, ein Tattoo stechen. Über seinem Handgelenk steht *KIA*, Killed in Action. Daneben *071010*, der Todestag von Florian Pauli. Ein weiterer Schriftzug prangt in schwarzen Lettern auf der blassen Haut seines Unterarms: *I am right here.* ×



Sophora ist Multitasking

Wer im Newsroom arbeitet, muss schnell Inhalte erfassen und Entscheidungen treffen.

Wo der Content King ist, muss auf das Content-Management-System Verlass sein.

Informationen filtern, aufbereiten, publizieren – im Nachrichtengeschäft dreht sich alles um Aktualität. Sophora hilft dabei: Zum Beispiel den hohen Anforderungen von tagesschau.de an Qualität und Reichweite standzuhalten.

24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

Sophora schafft Spannung: Zum Beispiel, um die Olympischen Spiele für alle erlebbar zu machen – so am 11. Februar 2014 mit über 1,6 Millionen Seitenaufrufen pro Stunde auf olympia.ARD.de.

Und Sophora ist effizient: Zum Beispiel, indem es die Inhalte der tagesschau-App ohne redaktionellen Mehraufwand publiziert. Aktuell für mehr als 7 Millionen Downloads.

In den Abgrund



Ein friedlicher Protest, jemand wirft den ersten Stein, die Antwort: Schüsse. Auseinandersetzungen eskalieren oft nach einem ähnlichen Muster. Der Konfliktforscher Friedrich Glasl hat ein neunstufiges Modell entwickelt, das den Verlauf von Unruhen wie in der Ukraine oder in Syrien erklärt – vom Meinungsaustausch bis zur gegenseitigen Vernichtung

Text Johannes Mitterer | Illustration Lars Baus



GEWALT

Innerhalb des typischen Eskalationsverlaufs ist Gewalt ein wichtiger Aspekt. »Sie kann schon sehr früh auftreten, muss aber nicht«, sagt der österreichische Konfliktforscher Friedrich Glasl. Mit jeder Stufe steigt die Gefahr, dass eine subjektive Schmerzgrenze überschritten wird und Menschen mit unverhältnismäßigen Mitteln reagieren. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Entscheidend sind Emotionen. Menschen verlieren die Hoffnung, dass ihre Wünsche respektiert werden, und der Verhandlungspartner verspielt seine Glaubwürdigkeit. Als Folge wird Gewalt für die Menschen in Syrien oder in der Ukraine zum wirkungsvollsten Mittel, um die eigenen Ziele durchzusetzen. Sie sind wütend, fühlen sich verraten und gedemütigt, später bestimmen Hass und Rachegefühle ihr Handeln. Gewalt kann auch strategisch eingesetzt werden. Die Scharf-

schützen auf dem Maidan? Das Giftgas in Syrien? Es bleibt unklar, von wem die Attacken ausgegangen sind. »Vernebeln und verwirren gehört zur psychologischen Kriegsführung«, sagt Glasl. Bilder von Verletzten und Toten gehen um die Welt. Opfer werden instrumentalisiert, Gegner als gewissenlose, machtgierige Täter dargestellt. So werden die eigenen Maßnahmen und Ziele legitimiert. Ist Gewalt als Mittel etabliert, steigert sie sich – gewollt

oder ungewollt. Drohung und Gegendrohung entwickeln eine eigene Dynamik. Daneben verlieren die zivilen Kanäle an Vertrauen oder Wirkung, weil sie vereinnahmt oder ihrer Macht beraubt werden. Je mehr dies passiert, desto heftiger fallen die Reaktionen aus. Mit jedem Schuss, mit jedem Molotowcocktail bewegen sich die Gegner tiefer in eine Sackgasse, in der sie es mehr und mehr als riskant empfinden, in den Rückwärtsgang zu schalten.

Verhärtung: Es gibt Spannungen und gegensätzliche Meinungen, aber noch keine starren Lager. Die Beteiligten sind überzeugt, den Konflikt durch Gespräche lösen zu können.

Beispiel: In der Ukraine zieht es Teile der Bevölkerung nach Westen, andere nach Osten.

Drohstrategie: Die Lager streben nach der totalen Kontrolle der Situation. Sie setzen Ultimaten und bauen Drohkulissen auf.

In Kiew rufen die Demonstranten nach der Absetzung des Präsidenten. Der Maidan brennt, die EU greift ein.



Begrenzte Vernichtung: Der Gegner wird nur noch als Gegenstand gesehen, der zerstört werden muss. Eigene Verluste werden geduldet. Die Parteien beginnen, sich gegenseitig zu vernichten.

Der Bürgerkrieg in Syrien fordert zehntausende Opfer.





Debatte: Meinungen polarisieren und die Parteien werden verbal gewalttätig. Schwarz-Weiß-Denken führt zu Streit.

Präsident Wiktor Janukowitsch verhandelt mit der Europäischen Union, Wladimir Putin mischt sich ein. Janukowitsch bricht daraufhin die Verhandlungen ab.

Taten: Das Misstrauen wächst, die Kommunikation zwischen den Lagern endet. Der Gegner wird vor vollendete Tatsachen gestellt. Die Menschen glauben nicht mehr, ihre Ziele innerhalb des institutionellen Rahmens erreichen zu können.

In Kiew gehen die Bürger auf die Straße.



Gesichtsverlust: Der Konflikt wird ideologisch. Gegner werden isoliert und dämonisiert, bis sie ihre Glaubwürdigkeit verlieren.

Die Demonstrierenden in Kiew wissen: Mit Janukowitsch ist kein Kompromiss mehr zu schließen. Es kommt zu Ausschreitungen.



Koalitionen: Die Lager organisieren sich und werben um Mitstreiter. Gleichzeitig wird der Gegner als inkompetent dargestellt.

Auf dem Maidan steigt die Zahl der Demonstrierenden in die Zehntausende.



Zersplitterung: Das feindliche System soll mit Vernichtungsschlägen paralyisiert und zerstört werden.

In Syrien sterben bei einem Giftgasangriff tausende Menschen.

Abgrund: Die Vielzahl der gegenseitigen Vernichtungsaktionen rückt beide Parteien an den Abgrund. Die Lager nehmen die eigene Zerstörung in Kauf, um den Gegner zu besiegen. Es gibt kein Zurück mehr.



PATT

Im Verlauf der Eskalation kommt es immer wieder zu Pattstellungen, wenn eine weitere Verschärfung der Mittel für alle Seiten riskant und teuer wird. »Dass drit-

te Parteien sich einmischen, ist selbst in heftig eskalierten Konflikten sehr lange möglich«, sagt Glasl. Herrscht Patt, ist ein einseitiger Rückzug unmöglich, weil die Parteien fürchten, der Gegner könnte dies als Schwäche deuten und die Situation ausnutzen. Schlichter sind gefordert, aber nicht jeder ist dazu geeignet. »Nur neutrale Vermittler können auf Dauer verhindern, dass es weiter eskaliert«, sagt Glasl. »Das heißt nicht, dass damit auch

schon die zugrunde liegenden Probleme gelöst sind.« So wie in der Ukraine. Nach Einwirken der EU gelingt es, die Gewalt auf dem Maidan zu beenden, die Opposition übernimmt die Macht. Der Konflikt wird zwar eingefroren, gelöst ist er aber nicht. Russland sowie EU und NATO zerren von außen an der Ukraine und befeuern die Ost-West-Spaltung des Landes. Die Krise entzündet sich an anderer Stelle rasch aufs Neue: auf der Krim.

Den vererbte Krieg

Sie träumen von Panzerangriffen und erkranken scheinbar grundlos: Kriegsenkel leiden unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges, obwohl sie erst in den Sechzigern geboren wurden. Liegt die Ursache in den Genen?

Text Laura Backes

Immer wenn Günther Molchau* seine Mutter danach fragte, was im Januar 1945 passiert sei, wich ihr Blick aus. Dann fiel ihr ein, dass sie noch die Wäsche im Garten abhängen müsse, bevor der Regen kommt. Oder wie viel dreckiges Geschirr in der Küche auf sie warte. Molchau prallte an eine Mauer des Schweigens.

In den Wäldern rattern Schüsse, der Schnee reflektiert die Flammen brennender Häuser. Zwischen Landsberg an der Warthe und Berlin sind die Straßen voller Menschen, am Wegesrand liegen Tote, erschossen oder verhungert. Manche schieben Kinderwagen, wer kann, flüchtet mit Fahrrad oder Schlitten vor der Roten Armee, die im Frühjahr 1945 die östlichen Gebiete von Hitlerdeutschland erobert.

Molchaus Mutter wächst im heute polnischen Landsberg auf. Sie ist 14, als sie mit ihrer Mutter und den drei Schwestern über Berlin 400 Kilometer gen Westen flieht. Der Vater bleibt zurück, wird verhaftet und stirbt wenig später in einem Arbeitslager in Weißrussland.

Irgendwann hat Molchau es aufgegeben, seine Mutter nach ihrer Vergangenheit zu befragen. »Ich weiß nicht, was passiert, wenn das jemand ausgräbt«, sagt er heute. »Wird sie dann krank oder hängt sich auf?«

Wie seine Mutter ist Günther Molchau ein Getriebener. Er hat in unterschiedlichen Berufen an unterschiedlichen Orten gearbeitet. »Aber nirgends hatte ich das Gefühl von Heimat«,

sagt er. »Meinem Cousin ging es immer genauso.« Der fährt seit zwanzig Jahren regelmäßig dorthin, wo ihre beiden Mütter aufgewachsen sind. »Das ist der einzige Ort auf der Welt, an dem er sich wirklich wohlfühlt.«

In der Gegenwart seiner Mutter fühlt sich Molchau wie ein Fremdkörper. »Ich glaube bis heute, dass meine Mutter das alles nicht wollte: das Ruhrgebiet, uns Kinder, ihr Leben«, sagt der 53-Jährige. »Deshalb haben meine Schwester und ich nie gelernt, was Familie ist.« Molchau und seine Schwester sind ledig, sie haben sich nicht getraut, selbst eine Familie zu gründen.

EIN TRAUMA, DAS SICH IN DIE DNA SCHREIBT

Molchau bezeichnet sich als Kriegsenkel. Das sind die heute 40- bis 55-Jährigen, die unter den Nachwirkungen des Zweiten Weltkrieges leiden, obwohl sie erst viel später zur Welt kamen. Viele sind betroffen, in beinahe jeder deutschen Großstadt gibt es Selbsthilfegruppen. Therapeuten bieten Seminare an, Ratgeber und Familiengeschichten verkaufen sich hunderttausendfach.

Der Psychoanalytiker Hartmut Radebold erklärt: »Viele Kriegsenkel träumen von Panzerangriffen. Sie fürchten sich vor dunklen Kellern und Feuerwerkskörpern oder kriegen Panikattacken, wenn sie Sirengeräusche hören. Sie sind depressiv.« Betroffene schaffen es nicht, sich längerfristig zu binden – an einen Partner, einen Job oder einen Wohnort. »Sie lassen sich nirgends nieder und sind doch auf der ständigen Suche nach Heimat.«

In den Familien der Kriegsenkel werden Traumata über Generationen weitergegeben – ein Phänomen, das am besten bei den Nachkommen Holocaust-Überlebender erforscht ist. Es handelt sich um einen Prozess, in dem Gewalt und die Folgen der Gewalterfahrung über mehrere Generationen hinweg konserviert werden. Heute erwachsene Kinder durchleben die Traumata ihrer Eltern, obwohl die oft selbst noch zu klein waren, um sich lebhaft an die grauenhaften Erlebnisse zu erinnern.

Wie das funktioniert, darüber weiß die Forschung erst wenig. »Viel wird über die Erziehung durch traumatisierte Eltern weitergegeben, die keine liebevolle Bindung zu ihrem Nachwuchs aufbauen können. Aber aktuelle Erkenntnisse in der Epigenetik zeigen, dass sich die Traumatisierung auch in der DNA festsetzen kann«, sagt Radebold. Traumata und ihre Folgen können vererbt werden.

Bis sie 30 war, litt Elisabeth Hauk unter Asthma. Anstatt sich mit Kortison zufriedenzugeben, suchte sie nach Ursachen. »Psychosomatisch bedingt«, attestierte ihr schließlich eine »





Das lange Schweigen:
Viele Kriegsenkel können nur
mutmaßen, was ihre Eltern
im Krieg erlebt haben

» Therapeutin. Die 53-Jährige leidet unter der Vergangenheit ihrer Eltern. Hauks Vater wurde mit elf Jahren aus Posen vertrieben. Ihre Mutter lebte 1945 als Jugendliche monatelang in einem Berliner Keller, während sich draußen Russen und Deutsche Häuserkämpfe lieferten.

»Meine Eltern mussten sich in ihrer Kindheit ständig verstecken. Genauso habe ich mich gefühlt, bis ich 30 war«, sagt Hauk. »Ich habe einfach keine Luft gekriegt. Mittlerweile habe ich die Wände meiner Eltern Gott sei Dank gesprengt.« Die Therapien zeigen Wirkung. Das Asthma ist fast verschwunden.

SCHWEIGEN ZIEHT SICH DURCH DIE GENERATIONEN

Martina Pfefferl riss sich als Kind büschelweise Haare aus und goss sich immer wieder kochendes Wasser über die Hände. Ein Hilferuf nach Aufmerksamkeit, den die Eltern nicht hörten. »Sie haben uns keine Liebe gegeben«, sagt Pfefferl heute. Davon habe sie sich nie erholt. Pfefferl leidet seit ihrer Kindheit an einer Borderline-Störung. Mehrmals unternimmt sie Selbstmordversuche. Mit 37 erleidet sie einen Schlaganfall und ist seitdem zu 85 Prozent behindert. Die Haut zwischen Handgelenk und Ellbogen ist übersät von dünnen linienförmigen Narben. Vor zehn Jahren diagnostizierte man bei der 48-Jährigen eine Posttraumatische Belastungsstörung. Doch eine Ursache für das Trauma konnte die Therapeutin nicht finden.

Pfefferl war dreimal verheiratet und hat drei Kinder. Zu ihrer ältesten Tochter hat sie keinen Kontakt, die jüngere ist magersüchtig. Ihr Sohn ist 2010 bei einem Autounfall gestorben.

»Jede Familiengeschichte ist einzigartig«, sagt Radebold. »Man müsste genau rekonstruieren, was die Eltern eines Kindes in ihrer frühen Kindheit im Krieg erlebt haben, um einschätzen zu können, ob sie diese zeitgeschichtlichen Erfahrungen unbewusst über die Erziehung weitergegeben haben. Und ob es einen Zusammenhang mit dem vererbten Genmaterial gibt.«

Traumatisierte Eltern haben oft so viel mit sich selbst zu tun, dass sie keine emotionale Bindung zu ihren Kindern aufbauen und ihnen keine Sicherheit bieten können. »Meine ganze Familie war komplett gefühllos. Ich habe nie jemanden weinen oder lachen sehen, noch nicht einmal, als meine Großmutter gestorben ist«, sagt Pfefferl.

Ihr Vater kam 1943 im Sudetenland auf die Welt. Zwei Jahre später musste seine Familie die Heimat verlassen. Die Familie von Pfefferls Mutter wurde aus Stralsund vertrieben, nur einige Monate nach ihrer Geburt.

»Mein Leben lang dachte ich, meine Eltern hassen mich und mögen meine Schwester viel lieber«, sagt Pfefferl. Seit Jahren haben die Geschwister keinen Kontakt. »Erst als ich letztes Jahr erfahren habe, dass meine Schwester auch an einer Borderline-Störung leidet und versucht hat, sich umzubringen, da habe



Erinnerungen:
Martina Pfefferl bei ihrer Einschulung

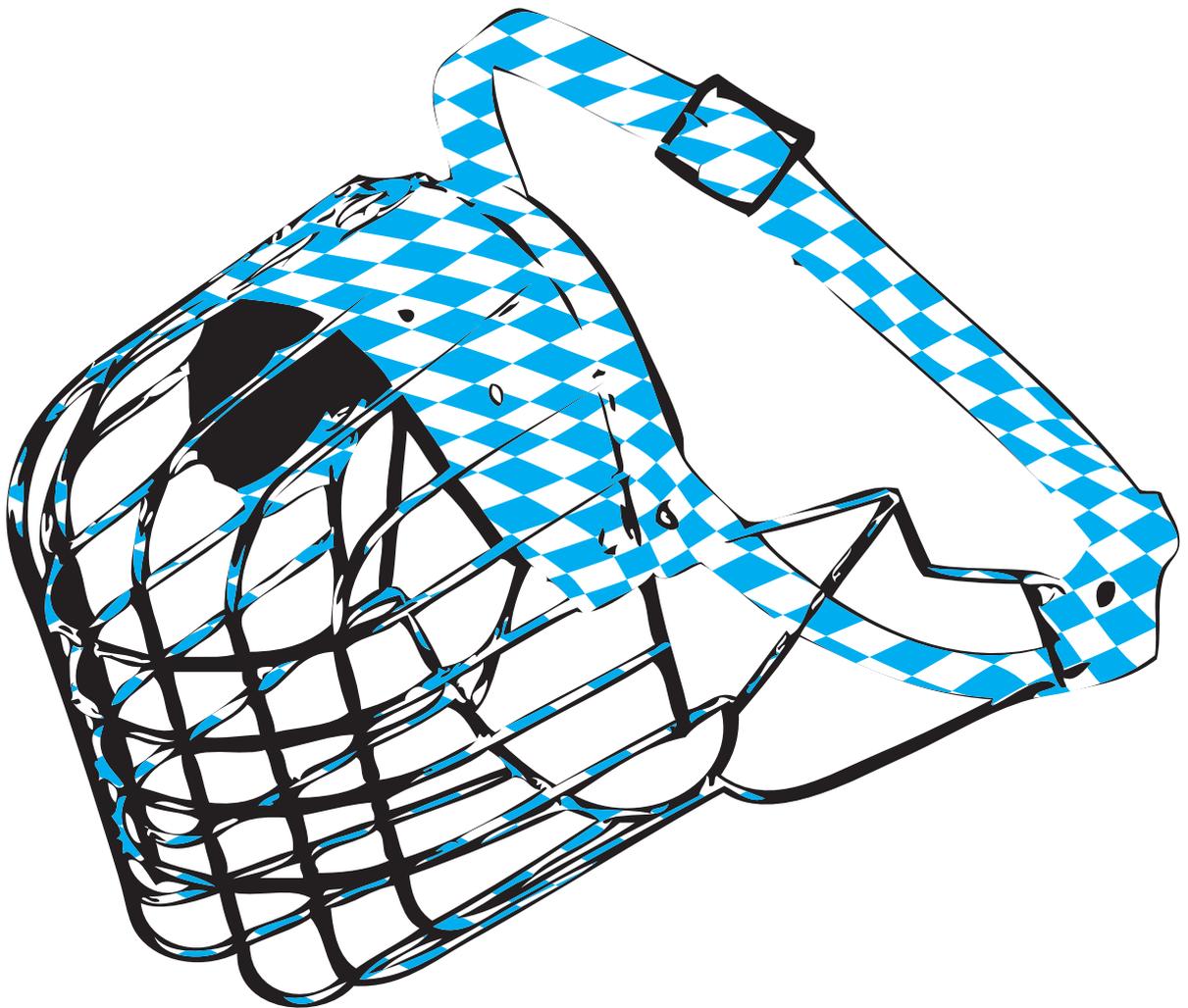


ich verstanden, dass das alles nicht meine Schuld ist.«

Niemand kann beweisen, dass die verstörenden Kriegserlebnisse ihrer Eltern die Ursache für die Posttraumatische Belastungsstörung von Martina Pfefferl sind. Für das Asthma von Elisabeth Hauk. Oder für die Bindungsangst von Günther Molchau. Doch viele Schicksale der Kriegsenkel ähneln einander. Sie sind auf der Suche nach Heimat und schrecken vor Bindungen zurück. Sie haben psychische Störungen und körperliche Probleme, die sich Ärzte nicht erklären können.

Ob das Leid in der nächsten Generation weiterwirkt, auch darüber gebe es noch keine Erkenntnisse, sagt Radebold. »Wir wissen noch nicht, ob sich das Trauma der Kriegskinder auch auf ihre Enkel, also die Kriegsurenkel, auswirkt, sie sind ja zwischen zehn und zwanzig Jahre alt. Wir befürchten es aber.«

Ohne Journalisten gibt es keine Demokratie



Der **Bayerische Journalisten-Verband** vertritt die Interessen von mehr als 8300 hauptberuflichen Journalistinnen und Journalisten in Bayern. Werden Sie Mitglied im BJV und nutzen Sie die vielfältigen Angebote von der Fortbildung bis zur Rechtsberatung. Überzeugen Sie sich von unserer Kompetenz als Gewerkschaft und unserer Qualität als Berufsverband!

www.bjv.de

[facebook.com/bjvde](https://www.facebook.com/bjvde) twitter.com/bjvde

BJV Bayerischer
Journalisten-Verband
e.V.

Meinung braucht eine Stimme



24

Schutz

No Pain, No Jain

Sie kochen kein Wasser, um keine Mikroben zu töten. Sie essen keine Kartoffeln, weil bei der Ernte die Pflanze stirbt: Strenggläubige Jains sind die friedlichsten Menschen der Welt. Zu Besuch bei einer Nonne, die Göttin werden will

Text und Foto Anant Agarwala

Ganz in weiß: Die Nonne Prathiba Pragya trägt nie farbige Gewänder. Die drei Holzschüsseln sind ihr einziger Besitz

Eine Frau öffnet die Tür, wortlos schaut sie mich an. Ohne eine Miene zu verziehen, dreht sie wieder um. Die Tür lässt sie offen. Ich trete ein.

Schritte im Nebenraum, eine zweite Frau kommt in den Flur. Weißes Gewand, weißer Schleier. Sie bittet darum, die Schuhe auszuziehen, dann weicht sie zurück. »Ich kann Ihnen nicht die Hand geben. Aber wollen Sie einen Tee?« Gern, wenn es keine Umstände macht. »Umstände nicht. Da ist die Küche.« Sie weist um die Ecke. »Als Nonne darf ich Männern nichts zubereiten.«

Dass in diesem Haus im Nordwesten Londons ein Schnellkocher in der Küche steht, überrascht. Denn viele Mönche und Nonnen der indischen Glaubensgemeinschaft der Jains kochen kein Wasser. Sie wollen keine Mikroben töten, auch Einzeller haben ein Recht auf Leben. Ahimsa, der absolute Gewaltverzicht, ist ihr oberstes Gebot. In Indien leben zwischen vier und fünf Millionen Jains, ein Splitter im Milliardenvolk. Ungefähr 10 000 von ihnen sind Nonnen und Mönche, die pazifistischsten Menschen der Welt.

Prathiba Pragya sitzt auf der grünen Couch im Wohnzimmer. Im Londoner Stadtteil Kenton lebt sie mit einer Glaubensschwester für anderthalb Jahre bei einer Gastfamilie. An der University of London kann man jainistische Theologie studieren, Pragya promoviert gerade.

Sie schaut nach draußen. »Auch Pflanzen leben.« Deshalb gehe sie nicht auf den Rasen. »Zertrete ich Grashalme, verursache ich unnötiges Leid.« Sie isst keine Kartoffeln oder Zwiebeln. Gemüse, das aus der Erde gerissen wird, gehört nicht auf den Jain-Speiseplan: Bei der Ernte stirbt die ganze Pflanze.

Pragya schläft auf einem weißen, gewebten Tuch, auf einer Matratze könnte sie Getier zerdrücken. Die ersten Wochen tat ihr Rücken weh, aber das ist 33 Jahre her. Wenn Mücken sie nachts stechen wollen, hofft sie auf Milde.

Pragya gehört zu den Shvetambara, den Weißgekleideten, einer der zwei großen Strömungen des Jainismus. Seit sie 19 ist, trägt Pragya nichts als weiße Stoffge-

wänder. Die Mönche der anderen großen Strömung, die Digambara, lassen sich vom Himmel einkleiden, wie sie sagen. Sie sind immer nackt.

Die strengsten Jains in Indien leben den Gewaltverzicht noch konsequenter als Pragya. Sie fegen mit einem Besen aus Pfauenfedern vor sich her, um keine Ameisen zu zertreten, tragen einen Mundschutz, um keine Mücken einzusatmen, verzichten aufs Zähneputzen – wegen der Mikroben.

Pragya ist pragmatischer. Auch sie verlässt nachts nicht das Haus, weil sie dann nicht sehen kann, wohin sie tritt. Aber auf Mikroben nimmt sie in London keine Rücksicht. »Hier kann ich nicht von Tür zu Tür laufen und um Tee bitten.«

Neben Gewaltverzicht hat Pragya auch Keuschheit geschworen, sie darf keine Männer berühren. Sie hat gelobt, nicht zu stehlen. Das geht so weit, dass Pragya keine Geschenke annimmt, ohne

Ihre Seele ist nicht völlig rein: Manchmal träumt die Nonne von Rasgulla

den Spender noch einmal um Erlaubnis zu fragen. Und sie darf nicht lügen, auch das beginnt im Kleinen. »Ich sage nicht: ›Ich komme in zwei Minuten.‹ Es stimmt ja doch nie exakt.«

Ihre Eltern wollten Pragya mit 16 Jahren verheiraten, doch sie war dagegen. Sie dachte an das Leben einer Ehefrau im indischen Dorf, das nur um die Familie und den Ehemann kreist, um die Küche und die Kinder. »Drei Jahre lang musste ich meine Eltern überzeugen, Nonne werden zu dürfen.« Die Eltern versprachen ihr einen tollen Mann und eine tolle Mitgift. Sie wollten Prathiba nicht an den Glauben verlieren. Irgendwann gaben sie auf. Sieben Jahre trainierte Pragya an einem Jain-Zentrum ihren Glauben, ehe sie Nonne werden konnte. Wie es heute wäre, wenn sie damals geheiratet hätte, darüber hat sie noch nie nachgedacht.

Gläubige Jains fürchten nicht Gottes Strafe, sie streben selbst nach Göttlich-

keit. Sie glauben an Wiedergeburt und das göttliche Potenzial jeder Seele. Ähnlich wie im Hinduismus oder Buddhismus sammelt der Mensch während seines Lebens Karma, gutes wie schlechtes. Folgt Pragya den Geboten, nimmt ihre Seele gutes Karma auf und sie wird vielleicht als Göttin wiedergeboren. Ob das wohl klappt? »Das kann man nicht berechnen«, sagt Pragya. Sie lächelt breit, um ihre Chancen auf Göttlichkeit scheint es nicht schlecht zu stehen.

Nichts vergiftet das Karma stärker als Gewalt, selbst in Gedanken. Denkt sie an etwas Schlechtes, muss Pragya das kontrollieren, ihre Wut zügeln. Wie das geht? »Meditieren Sie!« Sie ärgert sich nicht täglich über Konsum, Sex und Gewalt. »Mit dieser Welt habe ich kaum etwas zu tun.« Pragya schaut keine Nachrichten, schlendert nicht durch die Innenstadt. Wenn sie doch mal einen Anflug von Ärger bemerkt, meditiert sie.

Doch Pragyas Seele ist nicht völlig rein. Zwei Mal in ihrem Leben hat sie von Rasgulla geträumt. Rasgulla, das sind kleine weiße Teighällchen in Sirup. »Wir dürfen nichts nach Sonnenuntergang essen und auch nicht davon träumen.« Wenn Pragya derart sündigt, beichtet sie am nächsten Tag einer Schwester.

Als Nonne kocht Pragya nicht selbst, Kochen gilt als gewalttätiger Akt. Normalerweise zieht sie mit drei Holzschüsseln durch die staubigen Dörfer von Rajasthan und bittet Familien um kleine Spenden. Drei Mal pro Tag, jeden Tag. Die Schüsseln sind ihr einziger Besitz. Hier in London isst sie, was die Familie extra für sie kocht. Eigentlich bricht sie ihr Gebot.

Ihr Leben strengt sie nicht an. Pragya liebt Verzicht. »Ich bin jeden Tag glücklich, Nonne zu sein.«

Pragya spricht, aber ich kann nicht folgen. Meine jüngste Sünde fesselt meine Aufmerksamkeit. Vor drei Fragen habe ich gesagt, diese sei die letzte. Ob sie gleich meditiert, weil ich gelogen und sie verärgert habe? Ich entschuldige mich. Pragya lächelt, das sei kein Problem. Als ich das Haus verlasse, schaue ich, ob Ameisen meinen Weg kreuzen. Aber dann muss ich rennen, da vorne kommt der Bus. ×

BUTTERFLY-KICK

Wer wird denn gleich in die Luft gehen? Schön wie ein Schmetterling schweben die Tänzer für einen Sekundenbruchteil über dem Boden



26

lust

Darf ich um den nächsten Tritt bitten?

Arme, die wie Windmühlen rotieren, Tritte wie beim Kickboxen, und das alles im Takt.

Zwei Violent Dancer zeigen, was sie drauf haben

Text Yannick Lowin | Fotos Hanna Gieffers und Yannick Lowin



TORNADO-KICK

Nicht zu nahe kommen: Mit dem einen Bein holen die Tänzer Schwung, mit dem anderen treten sie zur Seite und drehen sich dabei. 180 Grad sind das Mindeste



HIGH-KICK

Hoch das Bein: Ein Klassiker beim Violent Dancing.
Wer seinen Fuß über den eigenen Kopf bekommt,
gehört zu den Profis. Gern gesehen: Wenige Zentimeter
am Gesicht der Mit tänzer vorbeitreten

TWIRLING-KICKS

Fast wie beim Chiropraktiker: Der eine macht den Packesel und dreht sich so schnell es geht, der andere malträtiert die Luft mit Tritten



CHANGE PICKING

Die Tanzfläche als Prügelknabe:

Beim Change Picking läuft der Tänzer hin und her und schlägt mit beiden Händen auf den Boden ein



SCHUBKARRE

Partnerwahl: Anders als im Schulsport bleibt der Vordermann nicht am Boden, sondern wird vom Hintermann in die Luft befördert und rudert mit den Armen



Auf einen Schlag erwachsen



32

lust

Gefesselt: Der Reiz von Bondage liegt sowohl im Freiheitsentzug als auch in der Ästhetik

Für Eltern ist es ein Alptraum: Ihr Kind wird gedemütigt und gequält.
Doch es gibt Jugendliche, die genau darauf stehen.
Drei junge Menschen über Ihre Liebe zu Rohrstock, Peitsche,
Nippelklemmen – und Apfelschorle

Text Nathalie R. Stüben | Fotos Laura Meschede und Nathalie R. Stüben

Den Rohrstock kann Sui* vergessen. Schlagen wird sie damit keinen mehr. Vor ein paar Wochen hat ihre Mutter den Stock entdeckt und gefragt, ob Sui ihn für die Orchideen gekauft habe. Ihr fiel keine Ausrede ein und so blieb ihr nichts anderes übrig als zuzusehen, wie ihre Mutter das Spielzeug kürzte, in die Erde steckte und die Pflanzen daran festklemmte. Jetzt muss sie allein beim Anblick des Blumentopfes lächeln. Wenn ihre Mutter nur wüsste... Sui ist 19 und steht auf Sadomaso.

SM ist eine Facette von **BDSM**: eine ausgefallene Form der Sexualität, hinter der sich zahlreiche Spielarten verbergen. An sich sind sie kaum noch ein Tabu, aber die Vorurteile kleben an ihnen wie Latex auf nackter Haut. Junge BDSMler haben es leichter als die Generation ihrer Eltern, aber nicht unbedingt einfach.

Sui kommt regelmäßig zum Jugendstammtisch der Münchner Szene in der Nähe des Isartors. Einmal monatlich treffen sich dort junge BDSMler wie Daniel und Melli, mit denen Sui sich angefreundet hat. Die Leute kommen in Jeans und Pulli. Einige tragen das Erkennungszeichen, den **Ring der O**. Doms, die Bestimmer, tragen ihn links, Subs, die Unterwürfigen, rechts. **Switcher** wechseln die Hand, je nachdem, ob sie gerade dominant oder devot drauf sind.

Sui switcht. Sie trägt den Ring an einer Kette, versteckt hinter einem schwarzen Katzenanhänger. Am Tisch diskutiert sie über ihr

VWL-Studium und darüber, ob Piercings in der Sauna heiß werden. Neben ihr fällt der Satz, dass Baumarkt besser sei als Sexshop. »Boah, aber letztens hat der Flo sich da 'ne Stachelwalze gekauft.« Eine Rolle mit Nägeln zum Ablösen von Tapeten. Das ist dann doch zu krass, alle verziehen die Gesichter. Nur ein Dom nicht. Der grinst.

Sui hat eben noch Peitsche geübt, an einem Kissen: Stelle anfixieren und genau hinschlagen. Sonst übt Sui Harfe, am liebsten Händel oder Telemann. Ihre Eltern legen großen Wert auf Bildung und Anstand. Sie wohnt noch zu Hause. Deshalb kann sie bei den **Sessions** nicht so laut sein. Ihre Spielzeuge versteckt sie zusammen mit den Lack- und Lederkostümen hinten im Schrank. Vor Kurzem ist ihr elfjähriger Bruder auf die Klamotten gestoßen. »Bist du Catwoman?«, fragte er. Sie lässt ihn noch ein wenig in dem Glauben.

Schmerz ist für Sui eine Form von Zärtlichkeit, aber nur beim Sex. »Beim Zahnarzt denke ich natürlich nicht: ›Yay, er holt den Bohrer.« Seit zwei Jahren lebt sie auch ihre sadistische Seite aus. »Es ist so toll, Leute zu schlagen«, sagt Sui. »Aber da habe ich anfangs schon heftig gezweifelt. Wieso will ich das? Darf ich das?«

Der Wirt serviert Schnitzel und Pommes, alle trinken Apfelschorle oder Wasser. BDSMler konsumieren kaum Alkohol. Wer **spielen** will, muss klar im Kopf sein. Das gilt auch an »

BDSM • Hinter diesen vier Buchstaben verbergen sich die sechs Oberbegriffe Bondage and Discipline, Dominance and Submission sowie Sado und Maso. Übersetzt: Fessel-, Erziehungs-, Macht- und Schmerzspiele. Die Bereiche verschwimmen ineinander

Ring der O • Kommt aus der SM-Bibel »Die Geschichte der O«. Es ist ein Ring mit einem zweiten, kleinen Ring dran. Dadurch sieht er aus wie ein Minihalsband für den Finger

Switcher • Haben sowohl am dominanten als auch am devoten Part Spaß. Sie tauschen die Rollen, je nach Vorliebe während einer Session oder von Partner zu Partner

Session • Klar abgegrenzter zeitlicher Rahmen, in dem gespielt wird

Spielen • Ausdruck für das, was bei BDSM-Sex abgeht

Dom mit Flogger:
Die weichen, mehrschwänzigen Peitschen bestehen aus Leder, Latex oder Kunststoff



34

lust

Burlesque • Gattung des US-amerikanischen Unterhaltungstheaters vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Zentrum der Aufführungen steht der Striptease

Fetisch • Form der Sexualität, bei der Menschen sich durch bestimmte Gerüche, Materialien, Gegenstände oder Körperteile erregt fühlen

» einem Samstagabend wie diesem, an dem die Leute im Anschluss gern noch ins *Kinky* gehen, einen **»Burlesque & Fetisch** Lifestyle Club« in München-Giesing.

Jugendstillaternen beleuchten den Weg zum Kinky. Der Eingang des Clubs liegt in einem Hinterhof. Von der benachbarten Rösterei Dallmayr weht Kaffeegeruch herüber. Heute lautet das Motto »Slipless Commando«, unten ohne. Die Gäste zahlen 20 Euro Eintritt und verschwinden in den Umkleiden. Ketten rasseln, Reißverschlüsse ratschen.

Im Innern fällt gedämpftes Rotlicht auf einen Käfig, eine Pole-Dance-Stange und ein weißes Klavier. Der DJ spielt Lady Gaga. Auf der Tanzfläche knien zwei Frauen. Ihre Hände liegen auf den Oberschenkeln, die Rücken sind durchgestreckt, die Köpfe erhoben. Sie beißen auf Rohrstöcke. Die eine trägt ein bis zum Bauchnabel geschlitztes, mottokonformes Kleid, die andere hat ihre nackten Brüste in Leder gerahmt. Eine Etage darüber thronen ihre Herren auf Sofas. Hin und wieder zischt eine Peitsche.

Samantha ist ein Mann Anfang 50. Heute Abend ist er eine sie. Sie riecht nach Meer und Minze. Auf ihrem Gesicht lagern mehrere Schichten Make-up, ihren Kopf zierte eine blonde Perücke, ihre schlanken Waden stecken in Plateau-Stiefeln. Sie steht neben einem Barhocker und bestellt einen Almdudler. Die Strasssteine auf ihrem Lederstring funkeln, die am Armband formen die Buchstaben LOVE. Sie fummelt eine Peperoni aus einem Schälchen auf dem Tresen, beißt rein, zwinkert und fängt an zu tanzen. Ihre Bewegungen fließen. Sie geht in die Hocke, spreizt die Beine und kommt mit strassverziertem Po zuerst wieder hoch. Anerkennende Blicke quittiert sie mit Strahleweiß-Lächeln.

In Gesprächen beginnt Samantha jeden zweiten Satz mit dem Wort »Schätzchen«. Redet sie über Leute wie Sui, Daniel oder Melli, spricht sie von »den Kleinen«. Sie findet, dass »die Kleinen« sich vom SM-Trend mitreißen lassen, bevor sie ihre Sexualität überhaupt richtig entdeckt haben. Sie hält das für »äußerst gefährlich«. Samantha öffnet ihr kleines Metallköfferchen, nimmt eine Zigarette heraus, zündet sie an und bläst den Rauch als dünnen Streifen in die Luft. Aus den Boxen schmettert jetzt Rammstein.

Mit acht spielt Melli am liebsten Sklave und König. Mit 15 hört sie zum ersten Mal von BDSM. Seitdem hat ihre Vorliebe einen Namen. Heute ist Melli 22 und sitzt beim Stammtisch. »Mir geht's vor allem um das Machtgefälle. Schmerz kommt dann eher mit rein, um die Hierarchie zu verstärken.« Bei ihren ersten Erfahrungen war sie noch verlegen. »Wenn ich dann mit Nippelklemmen über den Boden gekrochen bin und kichern musste, meinte mein Freund nur: »Hallo, ich demütige dich gerade!« Melli war auch mal mit einem **Vanilla** zusammen. Anfangs hat er sie noch ein bisschen gehauen und gefesselt, aber es gefiel ihm nicht. Mit ihr darüber geredet hat er kaum. »Das ist frustrierend. Heute könnte ich das nicht mehr.«

Kommunikation ist ein elementarer Teil von BDSM. Vor der Session wird geklärt, was tabu ist, was gefällt und wie das **Safeword** lauten soll. Nach der Session gibt es Manöverkritik. Die Beteiligten müssen ihre Bedürfnisse in Worte fassen. Was vielen erst spät und manchen nie gelingt, ist für BDSMler Voraussetzung, um ihre Sexualität ausleben zu können. Das Spiel mit den Grenzen verlangt Aufmerksamkeit und absolutes Vertrauen.

Melli bestellt sich einen Vanille-Milchshake und beschreibt wie es war, als sie ihrer Mutter mit 16 von ihrer Vorliebe erzählte: »Ich war fast ein bisschen enttäuscht. Die meinte nur so »ok.« Heute neckt ihre Mutter sie. »Letztes lag bei uns so ein Werbekatalog von *Oreon*, dem Sexshop. Sie meinte: »Schatz, der kann weg, oder? Da sind nur Plüschhandschellen drin, die brauchst du ja nicht.«

Melli ist devot. Sie mag Rohrstöcke, weil die einen spitzen, stechenden Schmerz verursachen. Einmal war sie mit einem befreundeten Vanilla-Pärchen im Zirkus, kurz nach einer Session, bei der sie vor Schmerz weinen musste. Ihr Hintern war voller Striemen. »Die Zirkusbänke waren so hart, dass ich mir meinen Schal darunterlegen musste.« Ihre Vanilla-Freunde nennen sie seitdem »Pavianarsch«.

Nicht alle reagieren so locker. Eine Freundin will nichts mehr mit ihr zu tun haben, weil sie BDSM für abartig hält. Anderen ist Mellis Vorliebe im ersten Moment unheimlich. »Mich nervt aber vor allem der Satz: ›So siehst du gar nicht aus.‹ Ich frage dann immer: ›Wie sieht man denn aus?‹« Beantworten konnte ihr das noch keiner.

Die gängigen Vorurteile hat jede submissive Frau schon gehört: Die sind alle krank, keine Frau macht so etwas freiwillig, da wird nur häusliche Gewalt verschleiert. Melli schüttelt den Kopf: »Für mich ist es Ausdruck von Selbstbewusstsein. Hab' erst mal den Mut, die Kontrolle über dich abzugeben. Das ist gar nicht so einfach.«

Daniel nickt und schiebt sich ein Stück Schnitzel in den Mund. Er ist 24 und studiert

Sport, ein Hippie-Typ mit sanfter Stimme. Als er in die Pubertät kam, hatte er immer wieder dieselbe Fantasie: Daniel, der Menschen verhört und sie foltert, bis sie gestehen. »Ich dachte erst, ich sei krank. Dann bin ich auf den Stammtisch gestoßen.«

Daniels Freundin will, dass er sie fester schlägt. Sie ist 16. Er würde gern, aber bis sie volljährig ist, darf sie nicht in Körperverletzung einwilligen. »Es ist ein Dilemma«, sagt Daniel und blickt auf seinen Teller. Ihre Eltern könnten es ihr genehmigen, aber sie sind sehr konservativ.

Einer der Stammtischorganisatoren hört zu und berichtet von einem 16-jährigen Mädchen, das nächstes Mal vorbeikommen möchte. Daniel wird kurz zu Mr. Burns von den Simpsons. Er streckt den Kopf nach vorn, setzt ein teuflisches Grinsen auf, tippt seine Fingerkuppen nacheinander aneinander und sagt: »Wieder jemand, der seine Seele an uns verkaufen möchte.« Am Tisch bricht kurz Gelächter aus.

»Wir Perverse sind eigentlich total normal«, sagt Daniel dann, jetzt wieder ernst. »Uns geht es auch um Zuneigung, wir leben sie nur anders.« Und nach einer Session, da sind sie alle einig, ist eines unglaublich wichtig: Kuscheln. x

Vanilla · Mensch, der nicht auf BDSM steht. Der Begriff bezieht sich auf Vanilleeis: Schmeckt zwar fast jedem, ist aber nichts Besonderes

Safeword · Möglichst ungewöhnliches Wort, das dem Dom signalisiert, die Session auf der Stelle abzubrechen. Der Klassiker ist »Mayday«, aber auch »Löwenzahn« oder »Wok« sind denkbar

»Für mich ist es Ausdruck von Selbstbewusstsein. Hab' erst mal den Mut, die Kontrolle über dich abzugeben. Das ist gar nicht so einfach«

Angeleiteter Sub: Devote tragen das Halsband mit Ring, Dominante ohne



- 1 Erich Fried: Was es ist
 2 Wilhelm Lehmann: Atemholen
 3 Bertolt Brecht: Erinnerung an die Marie A.
 4 Ricarda Huch: Du kamst zu mir, mein Abgott, meine Schlange
 5 Sarah Kirsch: Dann werden wir kein Feuer brauchen
 6 Johann Wolfgang von Goethe: Willkommen und Abschied
 7 Emanuel Schikaneder: Dies Bildnis ist bezaubernd schön
 8 Johann Wolfgang von Goethe: Willkommen und Abschied
 9 Emanuel Schikaneder: Dies Bildnis ist bezaubernd schön
 10 Johann Wolfgang von Goethe: Wunderlichstes Buch der Bücher
 11 Emanuel Schikaneder: Dies Bildnis ist bezaubernd schön
 12 Theodor Storm: Du willst es nicht in Worten sagen...
 13 Kurt Schwitters: An Anna Blume
 14 Bertolt Brecht: Erinnerung an die Marie A.
 15 Erich Fried: Was es ist
 16 Hermann Löns: Der späte Mai
 17 Achim von Arnim: Mir ist zu licht zum Schlafen
 18 Johann Peter Uz: Ein Traum
 19 Kurt Schwitters: An Anna Blume
 20 Johann Wolfgang von Goethe: Freudvoll
 21 Johann Georg Jacobi: Abend
 22 Stefan George: Ist es neu
 23 Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Vergänglichkeit der Schönheit
 24 Hugo von Hofmannsthal: Die Beiden
 25 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 26 Sarah Kirsch: Dann werden wir kein Feuer brauchen
 27 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 28 Theodor Storm: Du willst es nicht in Worten sagen...
 29 Friedrich Schiller: Der Hainstamm
 30 Theodor Storm: Du willst es nicht in Worten sagen...
 31 Johann Wolfgang von Goethe: Heideröslein
 32 Johann Wolfgang von Goethe: Heideröslein
 33 Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Vergänglichkeit der Schönheit
 34 Conrad Ferdinand Meyer: Spielzeug
 35 Friedrich Schiller: Der Hainstamm
 36 Stefan George: Ist es neu
 37 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 38 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 39 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 40 Eduard Mörike: An die Geliebte
 41 Bertolt Brecht: Erinnerung an die Marie A.
 42 Bertolt Brecht: Die Liebenden
 43 Gottfried Keller: Waldfrevel
 44 Gottfried Keller: Waldfrevel
 45 Joachim Ringelnatz: Ich hab dich so lieb
 46 Georg Britting: Was hat, Achill
 47 Achim von Arnim: Mir ist zu licht zum Schlafen
 48 Rudolf Borchardt: Mit den Schuhen
 49 Johann Wolfgang von Goethe: Einst ging ich meinem Mädchen nach
 50 Herman Löns: Der späte Mai
 51 Eduard Mörike: An die Geliebte
 52 Rudolf Borchardt: Gesang im Dunkeln
 53 Gottfried August Bürger: Amors Pfeil
 54 Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Vergänglichkeit der Schönheit
 55 Stefan Zweig: Die Zärtlichkeiten
 56 Georg Britting: Was hat, Achill
 57 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 58 Friedrich Rückert: Ganz oder gar nicht
 59 Johann Wolfgang von Goethe: Willkommen und Abschied
 60 Said: Liebeslied ohne Hast
 61 Johann Wolfgang von Goethe: Einst ging ich meinem Mädchen nach
 62 Richard Dehmel: An die Ersehnte
 63 Johann Wolfgang von Goethe: Gefunden
 64 Jakob Michael Reinhold Lenz: Aus ihren Augen
 65 Johann Wolfgang von Goethe: Marienbader Elegie
 66 Johann Wolfgang von Goethe: Neue Liebe, neues Leben
 67 Bertolt Brecht: Erinnerung an die Marie A.
 68 Heinrich Heine: Ein Jüngling liebt ein Mädchen
 69 Hugo von Hofmannsthal: Die Beiden
 70 Karl Krolow: Gedicht für J.S.
 71 Hugo von Hofmannsthal: Die Beiden
 72 Hugo von Hofmannsthal: Die Beiden
 73 Hugo von Hofmannsthal: Die Beiden
 74 Kurt Schwitters: An Anna Blume
 75 Johann Wolfgang von Goethe: Mailied
 76 Kurt Schwitters: An Anna Blume
 77 Wilhelm Lehmann: Atemholen
 78 Wilhelm Lehmann: Atemholen
 79 Erich Fried: Was es ist

»Ich ging im Walde so für
 mich hin – Neid und
 Mord, das war mein Sinn.«

Dies ist ein
 Gewaltremix aus
 45 Liebesgedichten

Text und Foto Sabine Oberpriller

Was es ist¹ – ein grober Wind,² sehr weiß
und ungeheuer.³ Götter und Dämonen⁴ treibt's⁵
zur Schlacht.⁶ Mein Herz mit neuer Regung
füllt⁷ ein getürmter Riese.⁸ Ich fühl es⁹
ohne Maß,¹⁰ wie Feuer brennen¹¹
Du fliehst vor mir?¹² Oh Du¹³ Bleiche!¹⁴
Es ist aussichtslos!¹⁵ Es leuchten unsere Augen,¹⁶
meine¹⁷ lüstern,¹⁸ deine¹⁹ bängen.²⁰
Dein Wittern.²¹ Dass dein Puls geschwinder
pocht.²² Und deine²³ Hand²⁴ zitternd²⁵ ohne Ton²⁶ gestreckt.²⁷
Du bist der²⁸ Mordsucht²⁹ schon zum Raube.³⁰

Ich steche dich,³¹ ich breche³² dir endlich³³
die schnellen³⁴ Finger.³⁵ Erster Schrei.³⁶
Er wird³⁷ zersprengt.³⁸ Steine³⁹ zerblasen⁴⁰ Gesicht.⁴¹
Schüsse schallen⁴² mit den Fetzen,⁴³
Axt⁴⁴ entstellt⁴⁵ die nackte Brust.⁴⁶ Quäle.⁴⁷
Schlingt die Kette⁴⁸ um den Hals und⁴⁹
in den Schläfen⁵⁰ quillt⁵¹ Blut.
Ohren⁵² auszureißen⁵³ mit der⁵⁴ harten Faust.⁵⁵
Krallen⁵⁶ zersplittern⁵⁷ Hüften.⁵⁸
Und jeder Atemzug in Glut.⁵⁹
Ich grabe mich ein in dein Fleisch.⁶⁰ Ha!
Ich will töten!⁶¹
Züchtigen,⁶² brechen,⁶³ siegen.⁶⁴ Die
Hölle⁶⁵ fesselt dich.⁶⁶
In meinem Arm⁶⁷ bricht Herz entzwei.⁶⁸

Am Boden⁶⁹ dein Bild in die Kälte geschnitten.⁷⁰
Tropfen.⁷¹ Dunkler Wein⁷² zitternd⁷³ auf den Händen.⁷⁴
Wie blickt dein Auge⁷⁵ in weiße Falten zersägt.⁷⁶
Der Krieg der Welt ist hier,⁷⁷
es hat sich nicht geändert.⁷⁸
Nichts als Schmerz.⁷⁹



Und siehe, es war sehr lang

Verstümmelung, Vergewaltigung, Totschlag. Die Bibel ist ein literarischer Gewaltexzess. Auch wer sie liest, kann an seine Schmerzgrenze geraten. Ich tue es trotzdem. In sieben Tagen. Ein Gewaltmarsch durch das Alte Testament

Text Luise Checchin | Illustration Lars Baus

ERSTER TAG

Die Kirchenglocke schlägt, als ich den Buchdeckel des dunkelblauen Brockens vor mir öffne. Ein gutes Zeichen, denke ich, und hoffe auf himmlischen Beistand. Zunächst Karten, gelbe, orangene, rote Flecken, ab jetzt betrete ich Wüstenland.

Ich fange am Anfang an. Am Anfang, erfahre ich, schuf Gott Himmel und Erde. Auf den ersten Blick kein sonderlich kreativer Einstieg, aber bestechend in seiner Lakonie. Draußen dröhnt die Straßenreinigung. Während die Müllmänner die Bürgersteige vor meinem Haus aufräumen, versucht Gott, auf der Erde Ordnung zu schaffen. Sätze wie Evergreens: Gott sprach, es werde Licht, Gott schuf die Menschen als Mann und Frau, und Gott sah, es war sehr gut. Erfurcht kommt auf, ich lese hier immerhin einen Klassiker.

Wer die einzelnen Bücher des Alten Testaments geschrieben hat, ist nicht bekannt. Über den Autor des ersten Buches Mose lässt sich dennoch einiges sagen: Ein Freund der paraktischen Reihung muss er gewesen sein, jemand mit Mut zur Wiederholung und Tautologie, ein Synonymverächter. *Subrkamp* würde ihm wohl keinen Vertrag anbieten, aber einen gewissen Eindruck macht das schon, wenn jeder zweite Satz mit »und«, »denn« oder »da« beginnt. Kausalitäten zu behaupten wirkt halt irgendwie souverän und eingängig sowieso.

Je länger ich lese, desto klarer wird: die Genesis und »Dallas« haben viel gemeinsam. Es geht um Liebe und Familienzwickigkeiten, um Geld – beziehungsweise Schafherden – und es geht keineswegs zimperlich zu. Die Zwillinge Jakob und Esau schlagen sich schon im Bauch ihrer Mutter. Dabei trägt Esau offenbar einen Schaden davon, anders ist nicht zu erklären, warum er sein Erstgeburtsrecht für einen Teller Linsensuppe hergibt. Jakob will Rahel, muss dafür aber erst ihre Schwester Lea heiraten und später mit ansehen, wie sich seine beiden Frauen einen Gebärwettbewerb liefern (Lea gewinnt 6:2).

Kulinarisch lasse ich mich inspirieren, es gibt Linsensuppe. Während ich Petersilie schneide, mache ich mir Sorgen um meine Lesegeschwindigkeit. 50 Seiten in vier Stunden, das muss schneller gehen.

Draußen wird es dunkel, Josef stirbt, Moses wird geboren. Moses ist ein typischer Antiheld, ein Zweifler, Schafe zu hüten wäre ihm lieber als Revolution. Gott wendet seine ganze argumentative Kraft inklusive Engel und brennendem Busch auf, um Moses davon zu überzeugen, das Volk aus Ägypten zu führen. Am Ende steht ein Kompromiss, es gibt eine Doppelspitze aus Moses und Aaron. Moses übernimmt die Kommunikation mit Gott, Aaron die mit dem Volk.

Endlich, die zehn Plagen und Ägypten liegen hinter, die Wüste vor mir, der Sinai zeichnet sich ab am Horizont. Aber bevor es ins Gelobte Land geht, stellt Gott erstmal einiges klar: Eigentumsvergehen, Rechte hebräischer Sklaven, Opfervorschriften. Bei Seite 150 schmerzt mein Kopf, die Buchstaben verschwimmen. Morgen ist auch noch ein Tag.

ZWEITER TAG

Tag zwei beginnt im Zeichen der Innenarchitektur. Gott, das wird immer deutlicher, delegiert gerne, möchte aber nichts dem Zufall überlassen. Zwölf Seiten umfasst die Bauanleitung für den Altar, den ihm sein Volk bauen soll. Die Schöpfung der Welt passte auf drei. Das kommt eben davon, wenn man die Dinge nicht selber machen kann. Die Bundeslade wünscht sich Gott aus Akazienholz, zwei und eine halbe Elle lang, anderthalb Ellen breit und anderthalb Ellen hoch. Das hat die poetische Kraft von *Ikea-Katalogprosa*. Erstmal Kaffee kochen, vielleicht wird es dann besser.

Es wird nicht besser. Das dritte Buch Mose ist eine Prüfung, aber eine, die ich meistern werde. Außerdem lernt man überall etwas. Im Grunde ist das Alte Testament ein Ratgeberbuch. Beispiel Hygienevorschriften: Du stellst bei dir »eine Erhöhung« oder einen »weißen Flecken« fest? Lass dich sieben Tage von einem Priester beobachten. Ist es danach nicht besser, bist du aussätzig, solltest schleunigst deine Kleider zerreißen, Haare und Bart lose tragen und »Unrein! Unrein!« rufen. Ich kann nicht mehr, dieses ewige »du sollst« fühlt sich an, als würde ich ohne Unterlass angeschrien.

Die Linsensuppe von gestern ist heute eher grau als braun, dickflüssig köchelt sie vor sich hin. Viertes Buch Mose, fünftes. Endlich, Moses ist tot und ich brauche ein Bier. »



» In der Bar, über die Elektrobeats hinwegschreiend, referiere ich meine Thesen zu Josefs kapitalistischen Machenschaften in Ägypten. Ich ernte freundliches Nicken und die Frage, ob ich noch etwas trinken möchte.

DRITTER TAG

Ein eisiger Wind lässt die Deckel der Mülltonnen im Hof klappern und in der Wüste Juda lässt die Hure Rahab zwei Späher an ihrem Haus hochklettern, damit das israelische Volk Jericho erobern kann. Das Buch Josua ist eine Wohltat, wie »Der Herr der Ringe«, nur mit mehr Kampfszenen. Die Israeliten sind gut drauf: Kanaaniter, Midianiter, Amalekiter – Leichen pflastern ihren Weg. Oft steht die *Bild*-Schlagzeile schon vor Augen: DIE HAMMER-BRAUT (Jaël lockt den Feldherrn Sisera in ihr Zelt und hämmert ihm einen Pflock durch die Schläfe.) GESCHÄNDET UND GEZWÖLFTELT (Ehemann findet Frau nach Massenvergewaltigung tot auf, zerteilt sie in zwölf Stücke und schickt eines an jeden israelischen Stamm, als Aufruf für den Rachefeldzug.)

Abgesehen von einem Telefonat habe ich heute noch mit niemandem gesprochen. Wer braucht Freunde, wenn er die Gesellschaft von Saul und David haben kann. Langsam habe ich meinen Rhythmus gefunden, eine Mischung aus Schockklüften und sehr starkem Kaffee, damit ist jede Wüstenschlacht durchzustehen. Ich knacke die 400-Seitenmarke und entdecke die Poesie der Liste: Kabzeel, Eder, Jagur, Kina, Dimona, Adada, Kedesch. Die Städte des Stammes Juda haben einen meditativen Sog, der nicht zu unterschätzen ist. Am Ende des zweiten Buches Samuel mache ich Halt. Vor dem Einschlafen noch einer dieser Sätze, wie ihn im 21. Jahrhundert niemand je Zustände brächte: Benaja »stieg hinab und erschlug einen Löwen in einem Brunnen, als Schnee gefallen war«. Schön.

VIERTER TAG

König David ist tot, es lebe sein Sohn Salomo. Der entsorgt zunächst ein paar Altlasten. Drei Feinde des Vaters lässt er von seinem persönlichen Auftragskiller, dem Löwentöter Benaja, niederstrecken. Schimi muss sterben, weil er unerlaubterweise Jerusalem verlässt. Klingt übertrieben, aber wenn ein neuer Boss an die Macht kommt, müssen eben ein paar Capos dran glauben. Die Corleones lassen grüßen. Zum Amtsantritt wünscht sich Salomo von Gott in aller Bescheidenheit ein »gehorsames Herz« und von da an laufen die Geschäfte auch ohne Gewalt. Wären da nur nicht die 700 Haupt- und 300 Nebenfrauen, die Salomo zum Götzendienst verleiten.

Der Niedergang wirkt sich auch sprachlich aus. Das Buch der Könige ist ein Lückentext, den ein bemitleidenswerter Mensch irgendwann einmal ausfüllen musste: Im x Jahr wurde x König über Israel und regierte y Jahre und tat, was dem Herrn – bitte Zutreffendes ankreuzen – a) missfiel, b) wohlgefiel. Nein, nein, ich weigere mich, das weiterzulesen. Ich streike! Nach einem halben Tag und lächerlichen 50 Seiten klappe ich das blaue Ungetüm zu und gehe ins Kino. Das haben sich die Bibelaufsteller selbst zuzuschreiben, wenn ich ihnen Wes Anderson vorziehe.

FÜNFTER TAG

Wie das so ist mit dem schlechten Gewissen, versuche ich meine gestrige Disziplinlosigkeit durch gute Vorsätze zu kompensieren. Organisation ist alles: 800 Seiten in dreieinhalb Tagen, das heißt gut 200 Seiten täglich.

Mit selbstauferlegtem Enthusiasmus stürze ich mich in das zweite Buch der Könige. Und ja, die Wunder des Propheten Elisa können sich sehen lassen. Einen Jungen erweckt er vom Tod, nur indem er sich auf ihn legt. Da verzeihe ich Elisa fast, dass er kurz zuvor 42 Kinder von Bären zerreißen ließ, weil sie ihn verspottet hatten. Wer lässt sich schon gerne als »Kahlkopf« beschimpfen?

Ansonsten ist das zweite Buch der Könige wie Tolstois »Krieg und Frieden« ohne die Liebesgeschichten: sehr viele sehr ähnlich klingende Namen und zwischendurch ein paar Schlachten. Dass Nebukadnezar anrückt, den Tempel zerstört und das Volk in die babylonische Gefangenschaft entführt, geht dabei fast unter.

Die Chroniken, die Bücher Esra und Nehemia – das mit der Disziplin läuft bisher ganz gut. Alle Angebote zur abendlichen Freizeitgestaltung schlage ich mit Blick auf das 200-Seitenpensum aus. Und siehe, ich werde belohnt: Das Buch Ester ist schwulstig wie ein *Sat1-Filmfilm*. Liebe, Intrigen und am Ende hängt der Fiesling Haman an dem Galgen, den er eigens für Esters Vater aufgestellt hatte. Zufrieden falle ich ins Bett.

SECHSTER TAG

Nächster Morgen, Auftritt Hiob. Hiob zeigt alle Anzeichen einer Depression: Appetitlosigkeit, Grübelzwang, Suizidgedanken. Kein Wunder, hat ihm Gott doch alles genommen, was ihm lieb war. Drei Freunde sind ihm geblieben, aber die müssten genau genommen auch unter Strafe verbucht werden, betrachtet man die Plattitüden und fahrlässigen Unterstellungen, mit denen sie Hiob traktieren. Hiob will wissen, warum er, der Unbescholtene, so leiden muss. Doch als Gott sich endlich zu Wort meldet, ist das mehr als unbefriedigend. Denn der Grund für Hiobs Elend ist ja allein diese dumme Wette mit Satan, aber das kann Gott seinem treuen Diener natürlich unmöglich sagen. Also macht er, was die meisten tun, um ihr schlechtes Gewissen zu überspielen: 1. Einschüchtern (»Gürte deine Lenden wie ein Mann!«), 2. Fragen mit Gegenfragen beantworten (»Wo warst du, als ich die Erde gründete?«) und 3. Liebe erkaufen (»Und der Herr gab Hiob doppelt so viel, wie er gehabt hatte.«).

Endlich, die Psalme. Ein Gattungswechsel war längst überfällig. Bevor ich mich in den Weiten der Dichtung verlieren kann, macht die steigende Vorfrühlingssonne allerdings eines deutlich: Bei einem Marsch durch das Alte Testament gelten umgekehrte Regeln wie bei einer normalen Wanderung. Je besser das Wetter, desto schlechter kommt man voran. Ich muss raus. Aber wohin? Ein Friedhof vielleicht, da sollte die angemessene Ruhe herrschen. Umgeben von Krokussen, Eichhörnchen und viel mehr Joggern als der Ort verträgt, liest es sich tatsächlich besser. Inhaltlich überraschen die Psalme wenig. Aber das Wichtige ist ohnehin die Sprache. Und die klingt gleichzeitig sehr fremd und sehr vertraut. Jemand ist ausgeschüttet wie Wasser, die Tage vergehen wie Rauch, die Morgenröte hat Flügel. Mit der Metapherndichte steigt das Wohlbefinden.

NACHSITZEN

Als Strafe dafür, dass ich noch einen halben Tag dranhängen muss, bekomme ich es jetzt mit den Sprüchen zu tun. Jede noch so sprichwortbewanderte Großtante würde vor so viel geballter Weisheit in die Knie gehen. Es folgt die Kurzzusammenfassung: Die Torheit soll man meiden, die Faulheit auch, Jungen soll man züchtigen, Honig in Mengen essen und besser Kraut mit Liebe als ein Ochse mit Hass.

Das Buch *Esther* ist schwulstig wie ein *Sat1-Filmfilm*



Da bevorzuge ich doch die Predigten Salomos: Alles Irdische ist eitel, es gibt nichts Neues unter der Sonne und am Ende stirbt der Weise genauso wie der Tor. Ein klassischer Fall von Ennui, scheint es, und ich bin schon fast soweit, mich neben Salomo und Hans Castorp in einen Liegestuhl mit Alpenblick zu legen, da nimmt das Lamento eine existenzialistische Abbiegung. Weil es jeden Moment vorbei sein kann mit dem Leben, täte der Mensch besser daran zu essen, zu trinken und fröhlich zu sein. Ich gehorche und ziehe um ins Café. Weil die Bibelmacher anscheinend doch manchmal etwas von Übergängen verstanden, kommt jetzt das Hohelied. Der Großtante würde das vermutlich nicht gefallen, denn eine Tendenz zum Schlüpfriegen ist auszumachen. Der Schoß der Fürstentochter ist wie ein Becher, dem nimmer Getränk mangelt, soso. Ob ich das ein oder andere Kompliment mal spaßeshalber am Kellner ausprobieren sollte? »Deine Zähne sind wie eine Herde geschorener Schafe, die aus der Schwemme kommen.« Vielleicht ein andermal.

SIEBTER TAG

Am siebten Tag ruhte Gott aus. Mir ist das nicht vergönnt. Beschämende Einbrüche in meiner Lesegeschwindigkeit haben dazu geführt, dass mir noch mehr als 300 Seiten bleiben. Ein harter Endspurt, so viel ist sicher. Im Morgengrauen bin ich aufgestanden, der Dank dafür sind Vorhaltungen. Gott ist mächtig verärgert und sein Prophet Jesaja muss das ausrichten. Wir sind zurückgesprungen in die Zeit kurz vor dem babylonischen Exil, als das Volk den Götzen diente. Jetzt wird klar: Das Volk kann nicht sagen, es wäre nicht gewarnt worden. Bei den endlosen Moralpredigten hätte allerdings jeder versucht, wegzuhören. Hunderte Seiten, immer die gleiche Leier. Gott verdammt das sündige Volk, droht harte Strafen an und stellt dann missmutig Erbarmen in Aussicht. Ginge das nicht auch ein bisschen kürzer?

@Israel: Lass den Scheiß! #neinzugötzen #weheueuch. Nur so ein Vorschlag.

Aus Solidarität zu dem geschmähten Volk und aus akutem Zeitmangel, beschränkt sich das Mittagessen auf Nudeln vom Vortag. Dieses Projekt fängt an, nicht nur meine Psyche, sondern auch meine Ernährung negativ zu beeinflussen. Immerhin sehe ich noch keine geflügelten vierköpfigen Wesen wie der Prophet Hesekiel. Armer Kerl, Gott treibt wirklich gemeine Scherze mit ihm. Erst muss er Schriftrollen essen, dann 390 Tage auf der linken und 40 Tage auf der rechten Seite liegen, schließlich muss sein Bart ab (wobei die Haare je zu einem Drittel zu verbrennen, mit dem Schwert zu zerkleinern und in den Wind zu streuen sind). Solche Challenges würde nicht mal Heidi Klum ihren Girls zumuten. Gott hadert derweil noch immer mit

dem götzenbesessenen Volk und klingt dabei nicht selten wie ein gekränkter Liebhaber, der seine Ex beleidigt: »Allen andern Huren gibt man Geld; du aber gibst allen deinen Liebhabern noch Geld dazu.« Einfach mal nachlesen, lieber Bushido, falls beim Dissen die Inspiration nachlassen sollte.

Schon nach Mitternacht, meine Augenlieder verlieren immer häufiger ihren Kampf gegen die Schwerkraft. 90 Seiten noch, das ist im Grunde nichts, aber es fühlt sich endlos an. Hosea, Joel, Amos. Die sogenannten kleinen Propheten ertrage ich mit antrainiertem Stoizismus. Noch sieben Propheten, sechs, fünf, vier – was hat sich der Herr wohl für das Ende aufgespart? – drei, zwei – es ist soweit, die letzten Worte: »Auf dass ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.«

Wie, das war's? So eine schnöde Drohung? Jetzt bin ich zu verärgert, um müde zu sein. Unbefriedigt blättere ich um: »Dies ist das Buch von der Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.« Gut, ein paar Seiten noch, so spät ist es ja noch nicht. x

Dieses Projekt fängt an, nicht nur meine Psyche, sondern auch meine Ernährung negativ zu beeinflussen

Kaliber .52

Endlich: Die neuen Waffen sind da. Die Entwickler entzücken Puristen und Avantgardisten mit modernem Design und kompakter Eleganz. Die klein- und großkalibrigen Sommertrends auf dem Waffenmarkt für Kinder

Text und Fotos Johannes Mitterer



NERF Deploy CS-6

Kaliber: 12,5 x 72,1mm STREAMLINE

Länge: 4243 – 5281mm

Laufänge: 107mm

Gewicht (leer): 1452g

Magazin: 6-Schuss-Steckmagazin



In ihnen Wandlungsfähigkeit ist die **Deploy-CS-6** eine Neuheit auf dem Weltmarkt. Das schwenkbare Steckmagazin und die ausziehbare Schulterstütze verleihen dem halbautomatischen Karabiner maximale Flexibilität. Einsatz auf engstem Raum ist problemlos möglich. Mit ihrer eingebauten Taschenlampe ist sie auch bei der Lesenacht in der Schulturnhalle uneingeschränkt einsatzfähig. Die ideale Begleitung für moderne Junginfanteristen, die ein paar langweiligen Strebern in den Buchrücken schießen wollen.

Mitentwicket

von der 4b der Heckler-Volksschule in Oberndorf am Neckar, gilt die **Strongarm** als echter Grundschulklassiker. Markant im Design, raffiniert im Detail, garantiert der Revolver mit neuartiger Griffergonomie, geringem Gewicht und geschmeidig gleitendem Ladeschlitten auch in Kinderhänden einschlagenden Erfolg. Ob im Halbautomatik- oder im Slamfire-Modus, mit einer Reichweite von gut 20 Metern schießt die **Strongarm** auch von der letzten Reihe mühelos bis zur Tafel. Präzision pur für den Klassenkampf.



NERF Strongarm

Kaliber: 12,5 x 72,1mm ELITE

Länge: 2940mm

Lauflänge: 34mm

Gewicht (leer): 391g

Magazin: 6-Schuss-Trommelmagazin

NERF Centurion Blaster

Kaliber: 19,9 x 95,9mm MEGA

Länge: 10668mm

Lauflänge: 4987mm

Gewicht (leer): 1723g

Magazin: 6-Schuss-Steckmagazin



Der großkalibrige Halbautomat **Centurion Blaster** vereint Präzision mit Durchschlagskraft. 19,9 x 95,9 Millimeter-Patronen durchdringen auch die Schutzwesten von Schülerlotsen. Und das ohne Kollateralschäden: ein integriertes Zweibein verspricht perfekte Genauigkeit. Der Lauf lässt sich abnehmen und das Gewehr nutzer- und auftragspezifisch in eine leichte Patrouillenversion umrüsten – für absolute Kontrolle in der großen Pause.

Schon schießen und noch schärfer aussehen: mit dem **Pink Crush Blaster** kein Problem. Sein modisch feminines Design macht ihn zum eleganten Accessoire. Der kleine Vorderlader lässt sich aber auch verdeckt in der Turnhandtasche tragen und beim Völkerball als entscheidendes Überraschungsmoment gegen übermächtige Jungs nutzen. Mit seinem Armbrust-Aufsatz stößt er zudem in neue technische Dimensionen vor: Süße Mädchen verwandeln sich so ratzfatz in eiskalte Killerinnen.

NERF Rebelle Pink Crush Blaster

Kaliber: 12,5 x 65,0mm ELITE

Länge: 1870mm

Lauflänge: 53mm

Gewicht (leer): 299g

Magazin: 1-Schuss-Vorderlader



Schon puritanische Pilgersöhne schworen bei der Eroberung des amerikanischen Kontinents auf kompakte Kurz Waffen. Die Bärenjägergruppe des Sig-Sauer-Kinderhorts in Eckernförde setzt diese Tradition mit der **Jolt** fort. Sie ist die ultimative Evolution traditioneller Vorderlader und zentrales Erfolgsgeheimnis der Nachwuchssiedler bei der Verteidigung ihrer Tagesstätte. Schon so manche Rothaut wurde damit in die ewigen Spielgründe geschickt.



NERF Jolt

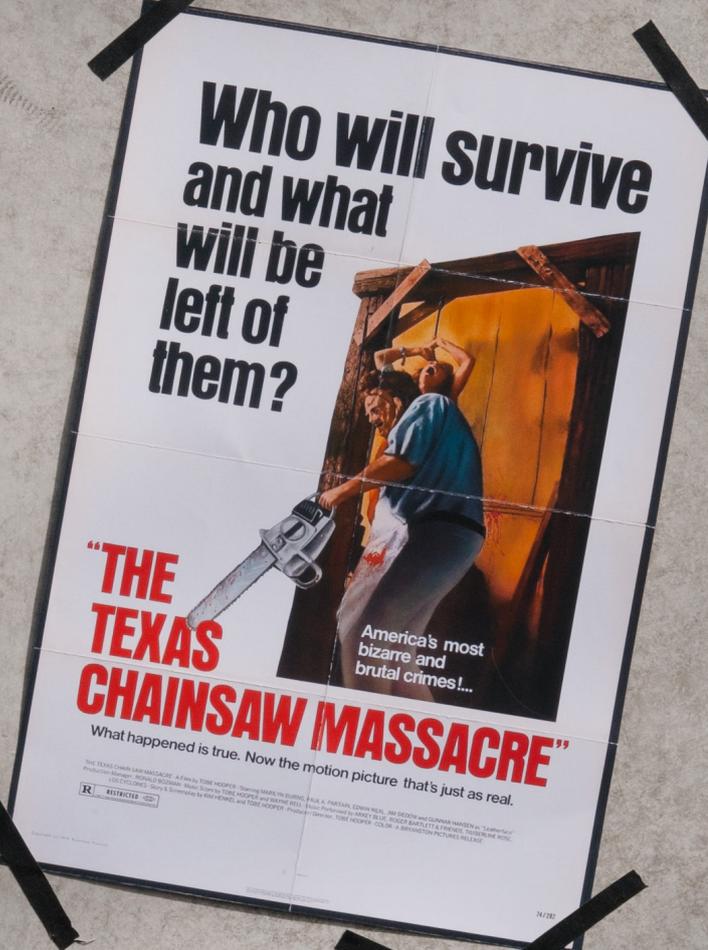
Kaliber: 12,5 x 72,1mm ELITE

Länge: 87mm

Lauflänge: 64mm

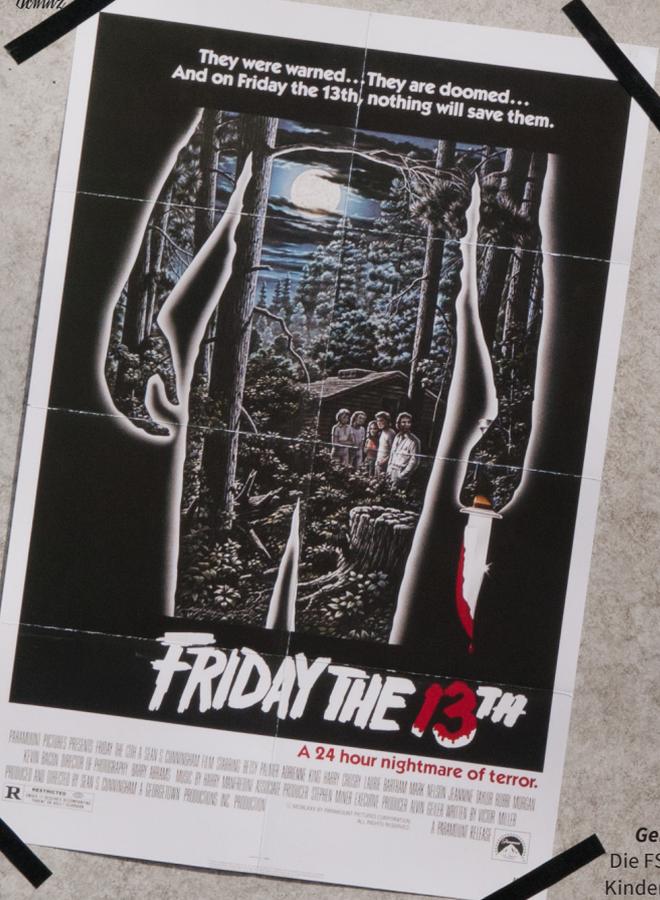
Gewicht (leer): 95g

Magazin: 1-Schuss-Vorderlader



46

Schutz



Genau hinsehen:
Die FSK prüft, ob Filme
Kinder und Jugendliche
in ihrer Entwicklung
beeinträchtigen

Die Gewaltmühen

In »Captain America 2« werden Menschen zusammengeschlagen, angeschossen und ermordet. Ob der Blockbuster ab 12 oder ab 16 Jahren ist, entscheidet die FSK. Aber nach welchen Kriterien? Ein Kinobesuch mit den Sichtern

Text und Fotos Yannick Lowin

AUSSEN – Schiff auf dem Indischen Ozean – Oberdeck – NACHT

Captain America schleudert einem Terroristen seinen Schild ins Gesicht, tritt dem nächsten in den Bauch und rammt einem dritten ein Messer durch die Hand. Von hinten hält ihm ein vierter Terrorist eine Waffe an den Kopf.

Terrorist

»Nicht bewegen!«

Von irgendwoher trifft ein Schuss den Terroristen. Brock Rumlow alias Crossbone landet per Fallschirm auf dem Schiff.

Captain America

»Danke.«

Crossbone

»Ja, du sahst ziemlich hilflos ohne mich aus.«

Birgit Goehlnich notiert sich das Geschehen auf der Leinwand genau. Sie ist eine von vier fest angestellten Filmprüfern und ständige Vertreterin der obersten Landesjugendbehörden bei der FSK. Im hauseigenen Murnau-Filmtheater entscheidet sie zusammen mit vier ehrenamtlichen Kollegen, welche Altersfreigabe »Captain America 2: The Return Of The First Avenger« bekommt. Ab und an kichert Goehlnich vor sich hin. Manchmal bei den Gags, manchmal wegen der bisweilen flachen Handlung.

Die 58-Jährige hat eine verantwortungsvolle Aufgabe. Von allen Seiten wird an der FSK gezerrt: Die Filmindustrie fürch-

tet um Einnahmen, wenn ein Film ab 16 oder 18 ist, Eltern empören sich über zu lasche Urteile, Cineasten werfen der FSK Zensur vor. Richtig zu entscheiden, ab welchem Alter ein Film freigegeben wird, ist für die Prüfer ein Balanceakt.

Problematisch ist im Fall von »Captain America 2« vor allem die hohe Gewaltbereitschaft. Über eine halbe Stunde diskutieren die Prüfer nach Ende des Films in nicht-öffentlicher Runde, ob sie den Streifen ab 12 oder 16 Jahren freigeben. Bevor der Ausschuss sich der Frage nähert, ob Kinder und Jugendliche wegen des Films in ihrer Persönlichkeitsentwicklung beeinträchtigt werden könnten, analysiert er zunächst andere Aspekte: das Genre, die Botschaft des Films, welche Protagonisten den Kindern präsentiert werden. Außerdem schaut der Ausschuss auf Schnitt, Ton und Kameraführung.

AUSSEN – Washington – städtische Autobahn – TAG

Vier Männer in schwarzer Kampfuniform stehen in einer Reihe, jeder ein Sturmgewehr in der Hand. Sie feuern auf das Auto, in dem die Superhelden flüchten.

Die Prüfer hören Patronenhülsen auf den Boden scheppern und Kugeln Körper durchfetzen. Der explizite Sound stößt ihnen auf: »Die Art und Weise, in der jeder Treffer, jede Waffenführung lautstark und realitätsgetreu vertont wurde, ist sehr aufdringlich«, sagt Goehlnich.

»Captain America 2« ist ein Genre-Mix aus Comic, Science-Fiction und Action, bei dem der Kampf gegen Bevormundung, Unterdrückung und totale Herrschaft im Vordergrund steht. »Das sind Dinge, die aus unserer Sicht die Altersgruppe ab 12 Jahren sehr interessieren«, sagt Goehlnich. Zudem könnten »

DER FILM

Captain America, ein von US-Wissenschaftlern im Zweiten Weltkrieg geschaffener Supersoldat, findet sich nach 70 Jahren Kälteschlaf im Washington der Gegenwart wieder. Er kämpft gegen die fiktive Nazi-Organisation Hydra, die die Weltherrschaft an sich reißen will. Um das zu vereiteln, prügelt sich Captain America in Fahrstühlen, auf Schiffen oder hypermodernen Flugzeugen. Seine Gegner verballern ganze Munitionslager und jagen Autos in die Luft.

»Je realer die Gewalt auf der Leinwand ist, desto belastender wirkt sie auf Kinder«



Ab 12 oder ab 16? »Captain America 2« ist keine einfache Angelegenheit für die Prüfer

» sie sich mit den Protagonisten, allen voran dem Superhelden, identifizieren. Der wird unterstützt von einem »erfreulich modernen Mitstreitersenemble« – mit Black Widow kämpft eine Frau an der Seite Captain Americas.

48
Schutz

INNEN – Maschinenraum eines Schiffes – NACHT

Black Widow springt gegen die Wand des Raumes, dann auf einen Terroristen und setzt ihn mit Elektroschocks außer Gefecht. Sie rollt sich nach vorne ab und tritt dem nächsten im Capoeira-Stil ins Gesicht.

Black Widow

»Maschinenraum ist sicher.«

Für Goehlnich und die anderen Ausschussmitglieder spielt das Genre eine wichtige Rolle, wenn sie beurteilen, wie Gewalt auf Minderjährige wirkt. Die comichaft Inszenierung mit fantastischen und witzigen Elementen bei »Captain America 2« kann die Gewaltwirkung abmildern. »Wenn Black Widow jedes Mal einen Flick-Flack schlägt, bevor sie ihre Gegner umhaut, dann merken die Jugendlichen, dass die Gewalt rein fiktional und überzeichnet ist«, erklärt Goehlnich. Dieser Abmilderungsgrund gelte aber nicht bei exzessiver Gewalt. Auf der anderen Seite des Genre-Spektrums stehen Jugend- oder Milieudramen wie »Knallhart« oder »Gegen die Wand«, in denen Gewaltszenen gezeigt werden, die normalerweise gegen eine Freigabe ab 12 Jahren sprechen. Bei diesen Produktionen sind die FSK-Ausschüsse großzügiger. Wird der Kontext umfassender geschildert, zum Beispiel das soziale Milieu oder das Leid des Opfers, vermittelt der Film Kindern einen reflektierten

DIE PRÜFER

Bei einem Spielfilm ab 60 Minuten Länge bilden fünf Mitglieder einen Prüfungsausschuss. Den Vorsitz führt ein ständiger Vertreter der obersten Landesjugendbehörden. Zwei werden von der Film- und Videowirtschaft nach Wiesbaden geschickt, einer von der öffentlichen Hand oder den Kirchen. Dazu gesellt sich ein Sachverständiger für Jugendschutz. Drei ständige Vertreter der obersten Landesbehörden arbeiten hauptamtlich bei der FSK, alle anderen ehrenamtlich. Unter den insgesamt 272 FSK-Prüfern sind Studenten, Pädagogen, Kinobetreiber, Anwälte oder Hausfrauen. Manche haben sich beworben, andere wurden von den Behörden oder Kirchen angesprochen.

Umgang mit Gewalt. Ganz anders bei Superheldenfilmen, in denen reihenweise Statisten sterben, ohne dass sich jemand darum schert.

INNEN – offenes Wohnzimmer mit Bar – NACHT

Alexander Pierce sitzt in einem Sessel und bemerkt, dass seine Haushälterin den Raum betreten hat. Er dreht sich zu ihr um.

ALEXANDER PIERCE

»Ach, du hättest anklopfen sollen.«

Pierce holt eine Pistole hervor und schießt seiner Haushälterin ohne zu zögern zweimal in die Brust. Sie fällt auf den Boden und ist sofort tot.

Diese Szene diskutieren die Prüfer von der FSK am längsten. Für Goehlnich und ihre Kollegen im Prüfungsausschuss bricht der realitätsnahe Mord völlig aus dem Film heraus. Bei 12-Jährigen könnte das Ängste auslösen. »Andererseits«, sagt Goehlnich, »wird schnell geschnitten und der Kamerafokus liegt nicht auf dem Mord.« Je realer und fokussierter die Gewalt auf der Leinwand sei, desto belastender wirke sie auf Kinder. Ab 12 oder ab 16, die Argumente scheinen sich bei »Captain America 2« die Waage zu halten. Auch wenn das genaue Abstimmungsverhältnis geheim bleibt, kann man erahnen, dass das Votum knapp ausgefallen ist. »Es war eine intensive Diskussion«, sagt Goehlnich. Wie sie gestimmt hat, will sie nicht verraten. Das Prüfergebnis aber schon. »Captain America 2« kommt mit dem Siegel FSK 12 in die Kinos. x

Die Deutsche Journalistenschule dankt allen Inserenten und Förderern dieses Abschlussmagazins unserer Zeitschriftenausbildung der Klasse 52K herzlich für die Unterstützung.

ALLIANZ DEUTSCHLAND AG

Mario Vigl
Chefredakteur 1890 Magazin
Tel. +49 89 380018655
mario.vigl@allianz.de
www.allianz.de/1890



AOK BAYERN – DIE GESUNDHEITSKASSE

Michael Leonhardt M.A.
Pressesprecher
Tel. +49 89 62730-146
presse@by.aok.de
www.aok.de



BAYERISCHER JOURNALISTEN-VERBAND E.V.

Jutta Müller
Geschäftsführerin
Tel.: +49 89 54504180
info@bjv.de
www.bjv.de



DAIMLER AG

Jörg Howe
Leiter Konzernkommunikation
Tel.: +49 711 1741341
joerg.howe@daimler.com
www.daimler.com



DEUTSCHE POST DHL

Konzernkommunikation
Tel. +49 228 1829944
pressestelle@dpdhl.com
www.dpdhl.com



FLUGHAFEN MÜNCHEN

Hans-Joachim Bues
Leiter Unternehmenskommunikation
Tel. +49 89 975-41000
achim.bues@munich-airport.de
www.munich-airport.de



SUBSHELL

Nils Hergert
Mitglied der Geschäftsleitung
Tel. +49 40 431362-13
hergert@subshell.com
www.subshell.com



Dr. Georg Schreiber Medien- preis 2014



Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis einschließlich 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2014 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit redaktionellem Sitz bzw. einem Landesstudio in Bayern ausgestrahlt worden sind. Zugelassen sind entsprechend auch speziell für das Internet produzierte Beiträge auf allgemein zugänglichen Webadressen. Beiträge aus den elektronischen Medien außerhalb Bayerns müssen einen thematischen Bezug zum Freistaat haben.



Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.



Der Medienpreis ist mit insgesamt 30.500 Euro dotiert.



Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de
e-mail: medienpreis@by.aok.de
Telefon: 089 62730-184
AOK Bayern, Zentrale,
z. Hd. Frau Andrea Winkler-Mayerhöfer
Carl-Wery-Str. 28, 81739 München



Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern (NJB) e. V. - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule (DJS) e. V. München.





Immer unterwegs: Anja Niedringhaus war im Jahr bis zu acht Monate auf Reisen. 13 Jahre lang hat sie regelmäßig Afghanistan besucht

»Keiner würde sagen: Hör auf damit!«

Bosnien, Irak, Afghanistan: Die Kriegsfotografin und Pulitzerpreisträgerin Anja Niedringhaus berichtete über 20 Jahre lang von der Front. Am 18. März sprach sie mit uns per Skype aus Kabul – über ihren Beruf, die Ästhetik von Gewalt und ihre Angst vor dem Tod. Am 4. April wurde sie in der ostafghanischen Provinz Chost erschossen

Text Hanna Gieffers | *Fotos* Anja Niedringhaus/AP

»Wenn ich meine Augen schließe, höre ich dein Lachen.
Du sagtest, du seiest so glücklich.«

Die Worte Kathy Gannons hallen durch die Klosterkirche in Corvey, der Pfarrer liest den handgeschriebenen Brief auf Deutsch und Englisch vor.

Gannon saß auf dem Rücksitz eines blauen Kombis, rechts neben Anja Niedringhaus, als ein afghanischer Polizist das Feuer auf sie eröffnete und Niedringhaus tödlich traf. Gannon, seit Jahren Kollegin und Freundin von Niedringhaus, überlebte das Attentat schwer verletzt.

Der schwarze Sarg von Anja Niedringhaus steht vor dem Altar. Weiße Blumen bedecken ihn.

Anja Niedringhaus stellte das Recht auf Information über ihr eigenes Leben. Wenn sie nicht fotografiere, würden Dinge unbekannt bleiben, sagte sie immer wieder.

Anja Niedringhaus: »Kriege und Krisen haben viele Facetten, die man beleuchten muss. Die interessantesten Geschichten passieren oft nicht im Feuergefecht. Ich sitze sicher nicht hier und warte auf den nächsten Anschlag.«

Mindestens 19 Journalisten sind seit 2002 in Afghanistan getötet worden. In den modernen Kriegen akzeptieren die unterschiedlichen Konfliktparteien unabhängige Beobachter immer weniger, sagt der amerikanische Kriegsphotograf Michael Kamber. »Journalisten werden stärker zum Angriffsziel.« Für sein Buch »Bilderkrieger« hat Kamber 40 seiner Kollegen interviewt.

Im März starben ein schwedischer Journalist und ein AFP-Reporter bei Anschlägen der Taliban. Niedringhaus sei nicht als Fotografin, sondern als Repräsentantin des Westens umgebracht

worden, sagt Gemma Pörzgen von *Reporter Ohne Grenzen Deutschland*. Laut einem Augenzeugen schrie der Attentäter »Allahu Akbar« (»Gott ist groß«), bevor er mit einer Kalaschnikow das Feuer auf die beiden Frauen eröffnete. Bei seiner Festnahme sagte er, seine Tat sei ein Racheakt für einen NATO-Angriff auf sein Dorf gewesen.

Um die afghanischen Präsidentschaftswahlen am nächsten Tag zu begleiten, war Niedringhaus in der ostafghanischen Provinz Chost unterwegs. Sie sei nie nur auf der Suche nach dem »Bang-Bang« gewesen, sagt Kamber.

»Das Wunderbare an diesem Beruf ist, dass ich Zeitzeugin bin. Ich kann das kollektive Gedächtnis mitprägen. Außerdem mag ich es, mich mit einer Materie zu beschäftigen, die ich noch nicht kenne. Im Krieg ist jede Situation anders.«

»Anja hatte immer einen Blick für hoffnungsvolle Geschichten, sie verlor die Menschen nie aus den Augen«, fügt Kamber hinzu. Für eine ihrer letzten Porträt-

serien fotografierte sie weibliche Abgeordnete im afghanischen Parlament.

Als Kriegsphotografin gab Niedringhaus einen Großteil ihres Privatlebens auf. Bis zu acht Monate im Jahr war sie unterwegs. Wenn sie nicht fotografierte, verbrachte sie ihre Zeit zwischen Genf und dem Hof ihrer Schwester in Hessen. Kinder hatte sie keine.

Seit 2002 berichtete sie für die Nachrichtenagentur AP aus den Krisenregionen der Welt, vor allem aus Afghanistan. Das Land steht auf der Rangliste der Pressefreiheit von *Reporter Ohne Grenzen* aktuell auf Platz 128 von 180. »Dort fahren nur Kollegen eigenständig hin, die sich auskennen, die Netzwerke und Erfahrungen haben«, sagt Gemma Pörzgen.

»Ich muss nicht alle zehn Minuten erzählen, was für ein toller Hecht ich bin. Vielleicht bin ich auch gar kein toller Hecht, sondern laufe vor irgendetwas weg. Kriegsphotografin zu sein ist mehr als ein Beruf, wenn man ihn so intensiv macht wie ich. Aber ich bin glücklich damit.«



Die Fotos von Niedringhaus sind dafür bekannt, nicht nur brutale Gewalt abzubilden. »Ihre Bilder haben mehrere Dimensionen, sie erzählen etwas über die Menschen und über die Natur des Konfliktes«, sagt Kamber. Niedringhaus' Fotos bewegen sich zwischen Journalismus und Kunst.

»Mir war lange nicht bewusst, dass es diese Ästhetik gibt. Sie ist vielleicht Teil meines Stils. Ich könnte meine Bilder auch brutal hinklatschen und sagen: so ist halt die Realität. Aber ich möchte keinen Betrachter abstoßen. In kürzester Zeit muss ich ein Bild so umsetzen, dass es eine Botschaft hat und gleichzeitig ästhetisch ist. Diese Balance zu halten, ist die schwierigste Herausforderung der Kriegsfotografie.«

Anfang März fotografierte Niedringhaus die Szenerie nach einem Selbstmordanschlag in der Nähe von Kandahar. Die Attentäter wurden auf die Straße geschmissen, sie lagen halb nackt vor ihr. Ihre Köpfe waren weggesprengt. Niedringhaus habe

die Bilder der Verstümmelungen nicht an die Agentur geschickt: Auch Selbstmordattentäter müssten Achtung erfahren.

Ihre Kamera war für Niedringhaus ein Schutz. Sie schaffe es, ihr inneres Gleichgewicht zu halten. Viele Fotografen werden durch die Gräueltaten abgestumpft, bitter oder gar zynisch, sagt Kamber. Diesen Zynismus zu spüren, wäre ein Grund für sie gewesen, ihren Beruf zu wechseln, sagte Niedringhaus.

Seit 13 Jahren reiste Niedringhaus regelmäßig nach Afghanistan, oft für mehrere Monate. Meist verzichtete sie auf eine kugelsichere Weste, darin fühle sie sich wie eine Schildkröte. Doch mit den Jahren sei sie vorsichtiger geworden. Sie gehe weniger Risiken ein als in ihrer Anfangszeit als Kriegsreporterin auf dem Balkan. An den Krieg habe sie sich jedoch nie gewöhnt.

»Für mich bleibt Gewalt unnormal: wenn ich den Krieg sehe, wenn Bomben hochgehen. Das ist gut so. Würde ich dieses Gefühl verlieren, dürfte ich nicht mehr arbeiten. Wenn man keine Angst hat, stimmt etwas nicht. Aber ich versuche, eine

Balance zu finden, damit die Angst mich nicht lähmt. Ich hätte das Gefühl zu versagen, wenn ich keine Fotos machen würde.«

Als Michael Kamber von Niedringhaus' Tod erfährt, stellt er sich dieselbe Frage wie immer, wenn Kollegen gestorben sind. »Wann hört es auf, dass Journalisten umgebracht werden?« Im Berufsalltag sei die Angst vor dem Tod zwar immer da. Doch die quälende Frage des »Warum?« bliebe meist unbeantwortet. Jeder Fotograf gehe mit dem Tod anders um.

Michael Kamber hat nach 25 Jahren als Kriegsphotograf aufgehört, in Krisenregionen zu arbeiten. »Auch wegen meiner toten Freunde«, sagt er.

»Der Tod holt mich ein, wenn Kollegen sterben. Dann frage ich mich, ob es das wert ist. Aber keiner der nahen Freunde, die ich verloren habe, würde sagen: Hör auf damit! Keiner. Solange ich nicht müde werde und das, was ich täglich sehe, nicht als normal empfinde, mache ich weiter.«



Frauen in der Politik: Lange Zeit war das in Afghanistan unvorstellbar. Seit 2005 gilt im afghanischen Parlament eine Frauenquote von 25 Prozent. Einige der Politikerinnen hat Anja Niedringhaus vor den Präsidentschaftswahlen im April 2014 porträtiert



Anja Niedringhaus erklärt den Hintergrund ihrer Fotoserien: www.klartext-magazin.de/52K/niedringhaus



Kinder sehen täglich Gewalt, können sie aber nicht einordnen. Wie erklärt man ihnen Mord und Totschlag?

Text Jurek Skrobala | Illustration Lars Baus

Mama, wieso schießen die?

54

Schutz

Während Claus Kleber im *heute journal* den Einmarsch russischer Truppen auf der Krim verurteilt, stellt sich Jean-François Ebeling die Frage: Wie erkläre ich das den Kindern?

»Erst haben wir uns nicht an die Krim herangetraut«, sagt Ebeling, Chef vom Dienst bei *Arte Journal Junior*, einem Nachrichtenmagazin für Acht- bis Zwölfjährige. »Aber es ist dort so viel passiert, die Kinder hatten bestimmt schon davon gehört. Wir mussten das bringen.«

Arte Journal Junior zeigt keine Bilder, in denen Gewalt steckt. Gewalt im Fernsehen setzt sich nämlich besonders hartnäckig in jungen Köpfen fest, das belegen Studien. Sehen Kinder bewaffnete Soldaten auf dem Bildschirm, beziehen sie das schnell auf ihr Leben: Was ist, wenn die auch in unsere Straße kommen? Sind

die Bilder zu drastisch und die Erklärungen zu dürftig, fühlen sich Kinder hilflos.

»Wir haben dann russische Soldaten gesendet, die in der Ukraine Fußball spielen«, sagt Ebeling. Laut Medienpädagogin Claudia Lampert vom Hans-Bredow-Institut ist das kein Widerspruch zwischen Wort und Bild. »Das ist kindgerechter als das, was man sonst zeigen würde: Soldaten mit Maschinengewehren.«

Kinder kommen leicht aus dem Klassenzimmer in den Krieg. Ein paar Klicks im Browser, ein Knopfdruck auf der Fernbedienung, ein Blick auf die Boulevardzeitung, die im Kiosk neben der *Micky Maus* liegt.

Das Spektrum der Gewalt in den Medien reicht von Straßenkämpfen über entführte Kinder bis zu Naturkatastrophen, die nicht nur Häuser sondern Existenzen zerstören. Solche Nachrichten sind

für Erwachsene gemacht. Angebote, die Kindern Gewalt erklären, sind eine Nische – aber eine, die in den letzten Jahren gewachsen ist.

Judith Roth versucht wie Ebeling, Gewalt für Kinder zu übersetzen. Roth macht das nicht mit bewegten Bildern, sondern vor allem mit Texten. Ihre *Agentur für Kindermedien* hat *Quappiz* entwickelt, die erste tagesaktuelle Kindernachrichten-App aus Deutschland.

Beim Start von *Quappiz* lächelt ein zeitungslisendes Chamäleon vom Display. Sekunden später erscheinen die Nachrichten des Tages: große Schrift, bunter Hintergrund. Klassische Ressorts wie Politik, Wirtschaft und Kultur gibt es hier nicht. Bei *Quappiz* heißen sie Tiere, Forscher oder Unglücke.

»Wir sagen den Kindern in einfacher Sprache, was passiert ist«, sagt Roth.



»Etwa, dass Scharfschützen auf dem Maidan das Feuer eröffnet haben.« Geht es um die Schüsse in Kiew, sagt *Quappiz* auch, wieso die Menschen dort auf die Straße gehen. Geht es um den Bürgerkrieg in Syrien, erklärt *Quappiz*, dass Menschen hier nicht bloß in Gefechten sterben, sondern gerade Kinder durch die schlechte medizinische Versorgung in Gefahr sind.

Studien zeigen, dass Kinder mit acht Jahren lernen, reale von fiktionaler Gewalt zu unterscheiden. Oft können sie diese aber noch nicht einordnen. Kinder nachrichten über Gewalt sollen deshalb nicht nur informieren. Sie müssen die fehlenden Puzzleteile liefern, damit ein ganzes Bild in den Köpfen der Kinder entstehen kann.

Roths Agentur hat keine Liste mit Themen, über die nicht berichtet werden darf. »Bei ermordeten Kindern fragen wir

Die Angst wandert vom Bildschirm in das Kind

uns aber natürlich, ob das sein muss.« Medienpädagogin Lampert sieht klare Tabus. »Ich finde es vertretbar, dass über Krieg berichtet wird, weil das zum politischen Weltgeschehen gehört«, sagt sie. »Gewalt an Kindern überschreitet aber definitiv die Grenze.« Geht es Gleichaltrigen schlecht, beziehen Kinder das schnell auf sich selbst. Die Angst wandert vom Bildschirm in das Kind.

Kai Frohner leitet seit 15 Jahren *Klaro*, eine Radiosendung des *Bayerischen Rundfunks* für Grundschüler. »Wir mischen uns fast gar nicht ein«, sagt er. Eine vierte Klasse aus Bayern wählt jede Woche die Themen aus, die bei *Klaro* laufen. An gewalthaltigen Meldungen inter-

essiert die Grundschüler oft das Schicksal der Gleichaltrigen: Gehen die Kinder in Syrien noch zur Schule? Kriegen die auch genug zu Essen? Die Redaktion versucht, solche Fragen mithilfe von Experten zu beantworten. Lampert dazu: »Eine Mischung aus redaktioneller Arbeit und Vorschlägen von Kindern: das ist ideal, um Kindern die Welt zu erklären.«

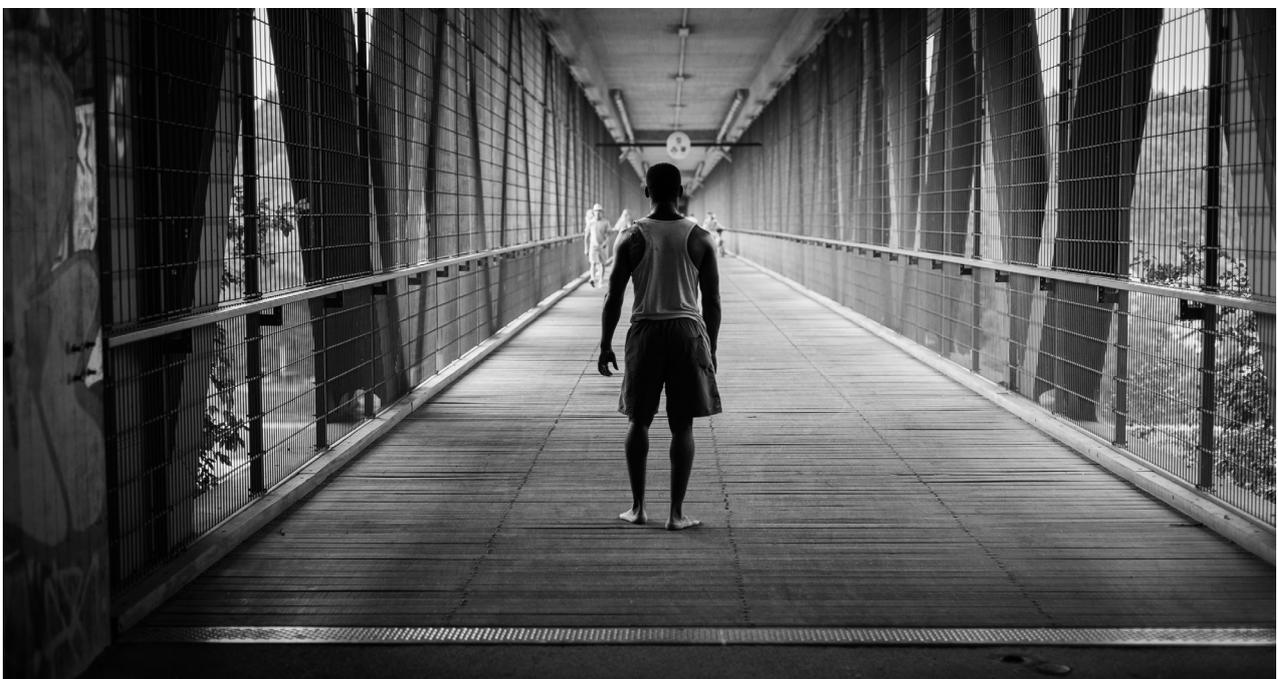
Kindernachrichten zu Gewalt sollen die Welt nicht in Watte packen. Lampert hält es nicht für nötig, Worte wie »Tod« oder »sterben« zu meiden. Frohner sieht das ähnlich. »Wenn ich meinem Zehnjährigen verbiete, am Computer zu sitzen, macht er das bei Freunden und kriegt da alles mit.« Es sei wie beim Arzt: »Man darf die Umwelt der Kinder nicht sterilisieren. Das macht die Kleinen anfälliger für Krankheiten und bereitet sie schlecht auf die Zukunft vor.«



Erhängt: Ein Iraner hat das Warten im Flüchtlingsheim nicht mehr ausgehalten



Falsch verdächtig: Ein Afrikaner wird für den Tod des Iraners verantwortlich gemacht



Ausgeblutet

Köpfe rollen, Unschuldige sterben, Blut fließt: Gewaltkino aus Hollywood sieht oft ähnlich aus. Nachwuchsregisseure von der Münchner Hochschule für Film und Fernsehen versuchen, Gewalt auf der Leinwand anders zu zeigen

Redaktion Volker Haaf

FREMDKÖRPER

Ein Film von Ozan Mermer

*Schwarzer Bildschirm.
Aus der Ferne rufen Männer,
in der Nähe flüstert jemand.
Ein karger Raum:
Stuhl, Tisch, Hochbett.
Das Fenster ist gekippt.
Draußen rennen Menschen,
jemand tritt gegen einen Ball.
Drinne immer noch das Flüstern,
in einer fremden Sprache.
Jetzt wird alles still.
Von oben fallen Füße ins Bild.
Ein heftiger Ruck,
der Körper wird abgefangen.
Röcheln.
Verkrampfte Füße schweben kurz
über dem Boden.
Draußen geht
das Fußballspiel weiter.*

IDEE

»Fremdkörper« zeigt einen Ort der Gewalt und Trostlosigkeit: ein Flüchtlingsheim von innen. Ein Iraner erhängt sich in seinem Zimmer, weil er das Warten zwischen Erhalt des Bleiberechts und Rückreise nicht mehr aushält. Sein Zimmergenosse, ein Afrikaner, wird zum Verdächtigen. Die Polizei verhört ihn, drei Heimbewohner versuchen, den Afrikaner mit Bleichmittel zu vergiften. Er schafft es zu fliehen, doch schnell findet ihn die Polizei, er muss zurück ins Heim. »Fremdkörper« malt das Bild einer traurigen deutschen Realität. Ein Appell an die Menschenwürde.

UMSETZUNG

Die schmucklose Einrichtung, die anonymen Entscheider, das lange Warten: Beklemmung zeigt sich im Szenenbild und in der Kameraführung. Beim Essen, Wasser holen oder Rumsitzen sind die Einstellungen sehr lang. Die Kamera liegt ruhig auf dem Stativ und zeigt alles in der Halbtotalen. Wenn der Afrikaner gegen die anderen Bewohner um sein Leben ringt, filmt eine Handkamera. Schnelle Schnitte verstärken den Tumult.

GEWALTPERSPEKTIVE

Im Kino sieht man fast nie Filme über Asylbewerber. Dabei ist die Gewalt für sie allgegenwärtig. Asylsuchende flüchten aus ihrer Heimat, weil sie verfolgt und gefoltert werden. Kommen sie nach Deutschland, hört die Gewalt nicht auf. Sie zeigt sich symbolisch: im Briefkopf der Ausländerbehörde, im Abzeichen der Polizei, im Schlagstock. Es sind die Insignien eines Systems der Gewalt. In diesem System ist alles vorherbestimmt.



Unmöglich: Die Liebe zwischen zwei Hooligans

MANN GEGEN MANN

Ein Film von Simon Denda

58

Leid

*Die Nacht legt sich um
die hell erleuchtete Scheune.
»Wir sind geil, wir sind geil«, hallt es
dampf durch die Bretterwand.
Hooligans, die feiern.
Vor der Scheune sehen wir
Max und Karsten. Langsam nähert
sich Karsten dem schwer atmenden
Max von hinten und greift nach
seiner Hand. Ein tiefes Grollen,
es schwillt immer weiter an.
Max sucht in der Dunkelheit
nach einem Fluchtpunkt.
Sein Atem dampft in der Luft.
Karsten streicht Max
mit der Hand über den Bauch.
»Hooligan« steht da, ein Tattoo
in Frakturschrift.*

IDEE

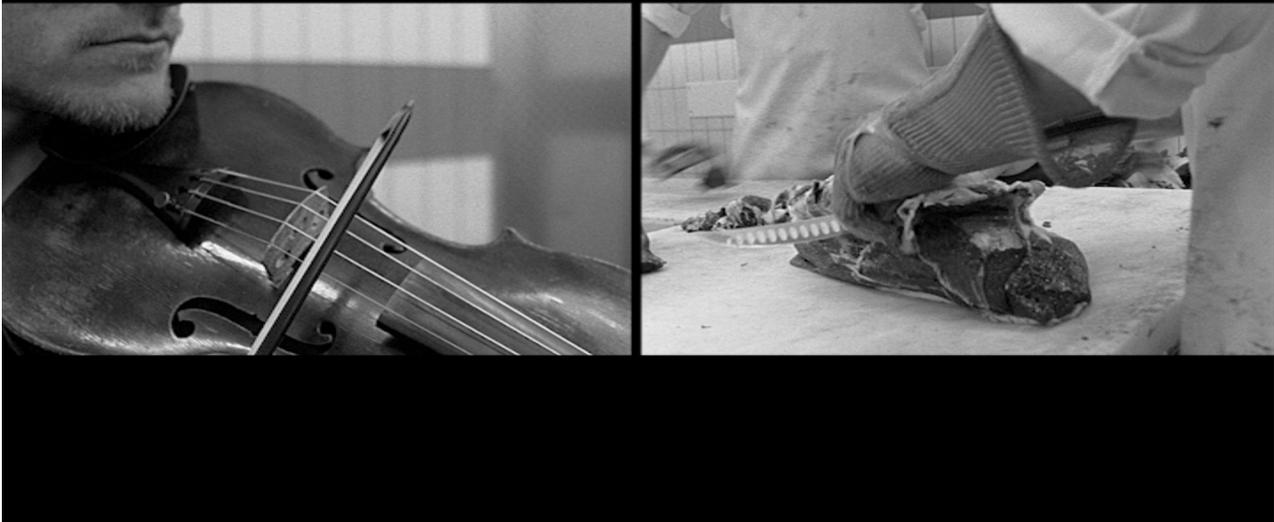
Bei »Mann gegen Mann« geht es um eine homosexuelle Affäre zwischen zwei Hooligans: eine unmögliche Liebe. In der rauen Atmosphäre der Kraftprotzerei ist kein Platz für Streicheleinheiten. Die Geschichte nähert sich spiralförmig der gegenseitigen Bloßstellung.

UMSETZUNG

Die Kamera fährt ruhig am Horizont entlang, die Bildsprache orientiert sich zu Beginn am klassischen Hollywoodkino. Auf der Leinwand entsteht ein weicher visueller Flow. Gegen Ende des Films, als Max' Welt zu bröckeln beginnt und schließlich zerbricht, wird das Stativ durch eine hektische Schulterkamera abgelöst.

GEWALTPERSPEKTIVE

Verlangen und Ablehnung verstärken sich gegenseitig, Einstellung für Einstellung steigert sich die emotionale Gewalt. Beide leiden, können vor ihren Kumpels aber keine Schwäche zeigen.



Ungleich: Metzger zerschneiden Fleisch, Streicher improvisieren dazu

MUSIK AUS FLEISCH UND BLUT

Ein Film von Annika Sehn

59

Leid

*Die Leinwand ist in der Mitte
geteilt. Links ein Streichtrio,
die Instrumente liegen
auf den Schultern.
Rechts wuchtet ein Metzger
ein großes Stück Fleisch
auf den Tisch. Rippen
und dunkles Muskelfleisch
sind zu sehen.
Die Streicher halten kurz inne.
Sie sind unsicher,
wie es weitergehen soll.
Dann spielen sie weiter.
Harmonie und Dissonanz
wechseln sich ab.*

IDEE

»Musik aus Fleisch und Blut« ist ein Experiment, bei dem ungleiche Gruppen zueinander finden: ein Streichtrio, acht Metzger und zwei Kameras. Schauplatz ist der Zerlegeraum einer Metzgerei. Während Messer und Kreissägen große Fleischbrocken zerteilen, begleiten Geigen den Alltagsbetrieb.

UMSETZUNG

Im schwarz-weißen Bild sind Filmkorn, Staub und Kratzer zu sehen. Das Filmteam selbst ist Teil der Inszenierung, Kameras und Tonangeln sind zu sehen. Alles dauert genau elfeinhalb Minuten. So lang braucht eine Filmrolle, um durchzulaufen. Im Schnitt wurde nichts entfernt. Am Anfang ist die Filmklappe zu sehen, am Ende die auslaufende Rolle zu hören.

GEWALTPERSPEKTIVE

Es gibt keine explizite Gewalt. Der Film selbst übt Gewalt aus, weil er monoton ist und nichts erklärt. Die kantige und unbequeme Musik verstärkt das.

Kontrolle
ist gut,
Vertrauen
ist besser

60

Schutz

Grundkurs Diplomatie: Drei Menschen erzählen, wie sie Geiselnnehmer, entlassene Straftäter und Ultras davor bewahren, durchzudrehen

Text Max Sprick



DER GENTLEMAN

Matthias Schranner hat für eine Spezialeinheit der Polizei mit Geiselnnehmern verhandelt

Stress spielt bei Entführungen eine große Rolle. Man hält ihn klein, indem man zu Beginn der Verhandlung für fünf Minuten ein lockeres Gespräch führt und dem Entführer sagt, er müsse erstmal keine Entscheidung treffen. Dabei analysiert man sein Gegenüber, sucht Gemeinsamkeiten.

Man muss schnell klar machen, was verhandelt wird und was nicht. Vorher hat man für sich festgelegt, welche Angebote man in welcher Reihenfolge macht. Lösegeld bietet man nie an. Das verbietet schon das Gesetz.

Von seiner eigenen Strategie rückt man nie ab. Man darf sich nicht auf das Spiel des Gegners einlassen. Die Intuition muss ausgeblendet werden. Nur gut durchdachte Entscheidungen führen zum Ziel.

Kritik tut nur dem eigenen Ego gut, bringt in einer Verhandlung aber gar nichts. Auch wenn es schwer fällt: Zwischendurch muss man immer mal wieder positive Entwicklungen zusammenfassen. Das vermittelt dem Entführer Sicherheit und beruhigt ihn.

Bloß nicht werten. Sätze wie »Ihr Verhalten ist falsch« oder »Mein Angebot ist fair« sollte man meiden. Das führt nur zu Problemen. Wer sich persönlich beleidigen lässt, fällt auf die Strategie des Gegners herein. Da muss man drüber stehen.

Oft ist der Entführer high. Wer gekokst hat, redet viel. Wer Hero-in gespritzt hat, sagt nichts. Verhandlungen laufen nicht so ab wie im Fernsehen, sondern immer sehr höflich und respektvoll. Als Verhandler darf man keinen Druck auf den Entführer ausüben.

Das Absurdeste, was je von mir gefordert wurde: Ich sollte den Weg frei machen. Eine Frau drohte, ansonsten ihren Mann mit einer Axt zu erschlagen.

DER ERSATZVATER

Jan Spreemann verhindert mit Psychotherapie, dass entlassene Straftäter wieder gewalttätig werden

Bei der Gewaltprävention von Straftätern ist es wie im OP-Saal: Ist es nicht steril, infiziert sich der Patient. Bei uns heißt das: herrscht bei der Therapie kein Vertrauen, funktioniert sie nicht.

Jeder Mensch hat Gewaltfantasien. Die können auch brutal sein – das ist völlig normal. Die allermeisten Menschen unterscheiden zwischen Realität und Fantasie. Problematisch wird es, wenn diese Trennung unklar ist.

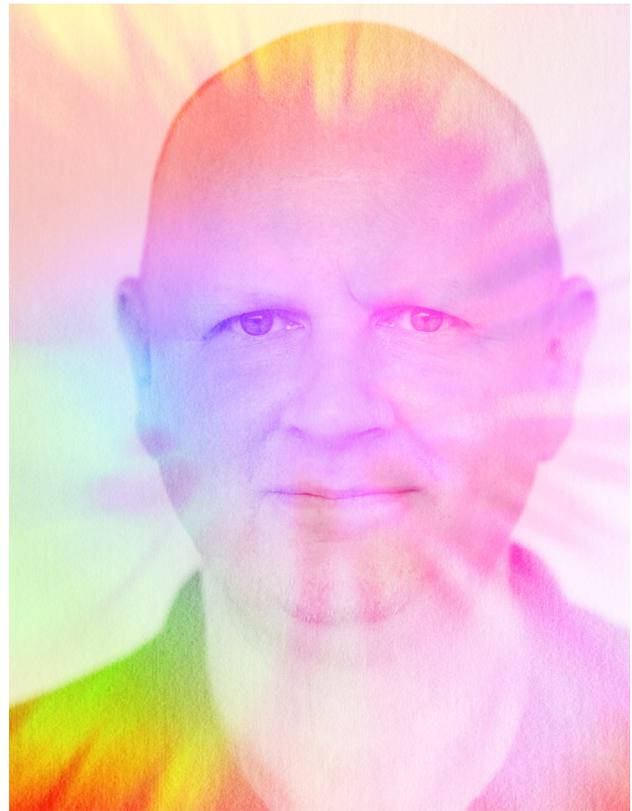
Oft stimmt das Klischee: Gewalttätige Erwachsene hatten meist eine schwierige Kindheit. Für gewalttätiges Verhalten gilt, wie für die meisten Persönlichkeitseigenschaften, dass es immer eine Kombination aus einem Drittel Veranlagung und zwei Dritteln sozialem Umfeld ist. Je jünger der Mensch, desto beeinflussbarer ist er. Im Gefängnis lernen junge Straftäter von den Älteren. Sie entwickeln kein positives Sozialverhalten.

Gewaltstraftäter reden nicht, sie schlagen zu. Ihre Frustrationstoleranz ist niedrig. Wir versuchen herauszufinden, warum. Das funktioniert nur, wenn der Patient auch will. Wehrt er sich, geht es nicht. Wir wollen erreichen, dass der Patient auf Provokationen nicht mit Gewalt reagiert, sondern sie verbal löst oder einfach weitergeht.

Mit Rollenspielen fördern wir soziale Kompetenzen. Die Patienten sollen zum Beispiel Menschen auf der Straße nach dem Weg fragen. Oder ein Hemd kaufen und nach fünf Minuten wieder ins Kaufhaus gehen, um es zurückzugeben. Für viele ist das eine Überwindung.

Die meisten Patienten kommen zu uns, weil sie die Therapie als Bewährungsaufgabe erhalten haben. Als letzte Chance vor der Haft oder weil sie so früher aus der Haft kommen.

Wir sind für Täter das, was sie nie hatten: eine verlässliche Bezugsperson. Therapie bedeutet Veränderung. Für jeden Patienten muss man eine neue Behandlungsform erfinden. Durchschnittlich dauert die Therapie ein bis drei Jahre, in Gruppen oder einzeln.



DER BLITZABLEITER

Marc Francis betreut die Fans von Eintracht Frankfurt. Die Ultras haben einen besonders aggressiven Ruf

Für die Fans bin ich ein Blitzableiter. Ich bin ihr erster Ansprechpartner für ihre Sorgen und Wünsche.

Ich kann nicht jeden Fan einzeln erreichen. Ich muss die führenden Köpfe der Fangruppen gewinnen, sie verbreiten unsere Botschaften.

Der Dialog ist das Wichtigste, um Gewalt zu verhindern. Fans wollen von den Verantwortlichen der Vereine genauso ernst genommen werden wie von den Polizisten. Als Fanbeauftragter ist es mein Job, zu vermitteln.

Die Fans akzeptieren mich, auch der harte Kern. Weil sie wissen, dass ich mich für sie beim Verein oder bei den Ordnungshütern einsetze.

Gewalt findet gar nicht so sehr im Stadion statt, sondern auf den Feldern und in den Wäldern davor. Fühlen sich Fans beim Auswärtsspiel als Gast, bleiben sie normalerweise friedlich. Schränkt die Polizei sie zu sehr ein, fühlen sich Fans schnell angegriffen.

Es klingt trivial, aber: sind genügend Toiletten da und gibt es etwas zu essen, kann das die Gewalt schon enorm dämpfen.

Sandra Maischberger hat Fußballfans mal als »Terroristen auf den Rängen« bezeichnet. Würden im Stadion kriegsähnliche Zustände herrschen, hätten wir aber nicht immer mehr Zuschauer. In einer ganzen Fußballsaison passiert weniger als an einem Tag auf dem Oktoberfest.



Altes Zuhause: Susanna Ronconi vor dem Gefängnis Le Nuove in Turin

Nach dem Schuss

Als Terroristin hat Susanna Ronconi im Italien der Siebzigerjahre einen Menschen getötet. Heute sucht sie den Weg zurück in eine Gesellschaft, die ihre eigene Geschichte vergessen will

Text und Fotos Margherita Bettoni

In diesem Block saßen die Frauen.« Der Museumsführer zeigt auf einen dreistöckigen Häuserkomplex. »Und dort«, er blickt auf ein Dach im Hintergrund, »wurden die Terroristinnen eingesperrt, damit sie mit den anderen Inhaftierten nicht kommunizieren konnten.« Eine Frau in der Besuchergruppe lächelt. Sie sagt: »Deshalb haben wir abends Papier angezündet und Buchstaben aus Feuer in die Luft gemalt.«

Die Frau heißt Susanna Ronconi, sie ist die ehemalige Anführerin der linksterroristischen Gruppe Prima Linea. Fünfzehn Jahre nach ihrer Entlassung besucht sie heute das Gefängnis Le Nuove in Turin. Mehr als hundert Menschen wurden in den Siebzigern von Linksterroristen umgebracht. Ronconi sah oft bei Morden zu, selbst hat sie ein Mal den Abzug gedrückt. 19 Jahre lang saß sie im Gefängnis.

Ronconi und ihre Genossen haben sich, anders als die RAF in Deutschland, von ihren Gewalttaten distanziert. Seit diesem Moment im Jahr 1983 versucht Ronconi, ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Eine Gesellschaft, die sie weiter als Terroristin bezeichnet, die eigene Geschichte aber nie aufgearbeitet hat.

Das Gefängnis Le Nuove liegt fünf Gehminuten vom Bahnhof Porta Susa entfernt, daneben wächst ein Glasturm

des Architekten Renzo Piano. Draußen blüht der Frühling, doch hinter den Wänden des Gebäudes, das heute ein Museum ist, dringt die Kälte bis in die Knochen. Früher sei es nicht wärmer gewesen, erzählt Ronconi.

Jeans, Jacke, Mokassins, Ronconi trägt heute blau. Eine zierliche Schönheit. Trotz der vielen Gefängnisjahre erkennt man in Ronconi noch die junge Frau,

»Wer eine Pistole bei sich trägt, wird früher oder später schießen«

deren Augen in den Achtzigern von den Titelseiten der Zeitungen blickten. Ihr Lächeln aber hat sie verloren. Manchmal wirkt es, als ob sie es versuchen würde, doch dann schaut sie gleich wieder ernst.

Wie wird man zum politischen Mörder? Ronconi versucht seit Jahren, diese Frage zu beantworten. »Ich hätte nie gedacht, dass ich je einen Menschen umbringen kann«, sagt sie und schließt die Augen. »Heute weiß ich: Wer eine Pistole bei sich trägt, wird früher oder später schießen.«

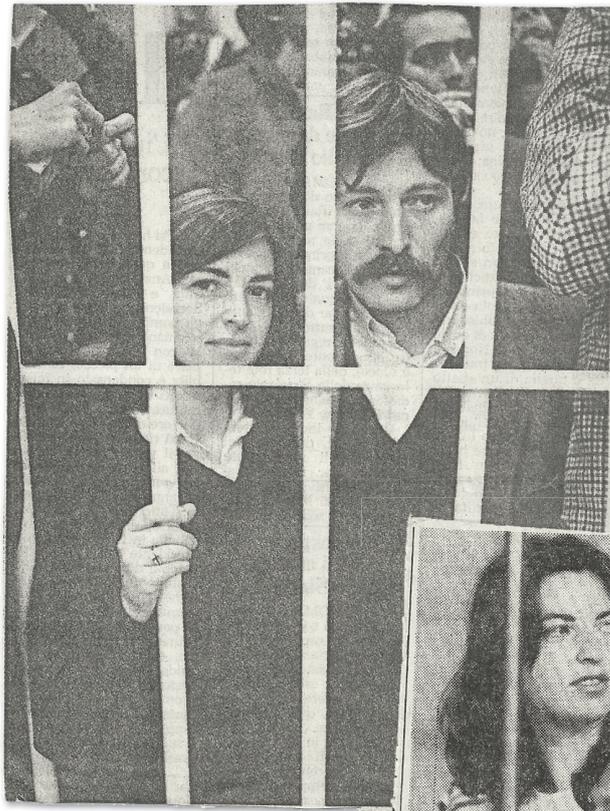
1973. Ronconi ist 21 und studiert Politik in Padua. Die Situation in Italien

ist angespannt. Rechtsextremisten zünden Bomben in Innenstädten, die Faschisten versuchen einen Putsch. Als die Kommunistische Partei, zweitstärkste Kraft im Parlament, sich mit den Christdemokraten zusammenschließt, fühlt sich die Linke des Landes verraten. Viele Studenten und Arbeiter radikalisieren sich, auch Ronconi. »Man muss die Geschichte dieses Italiens kennen, um zu verstehen, wieso wir zu den Waffen griffen.«

1974. Ronconi und ihre Genossen haben einen Angriff auf den Sitz der rechten Partei MSI geplant. Ronconi muss nur Wache stehen, es ist ihr erster Einsatz. Plötzlich hört sie Schüsse. Zwei MSI-Mitglieder leisten Widerstand und werden mit Kopfschüssen exekutiert. »Es war schlimm. Wir wollten niemanden umbringen«, sagt sie heute.

Die junge Studentin hat zwei Möglichkeiten: Gefängnis oder Untergrund. Ronconi taucht ab. Zwei Jahre lang versteckt sie sich in Venetien. Als die Polizei ihren damaligen Freund festnimmt, flüchtet Ronconi in einem Nachtzug nach Turin.

In einer schmalen Gasse der Turiner Altstadt steht das Haus, in dem sich Ronconi in den ersten Wochen versteckt hielt. Sie schläft mit zwei Migrantenfamilien aus Süditalien auf dem Dachboden. »



Sie hatte nie darüber nachgedacht, wie es sich anfühlt, einen Menschen zu töten

» In der Silvesternacht 1975 färbt sie ihre Haare, um auf der Straße nicht erkannt zu werden. Sie schaut vom Fenster auf das Feuerwerk: »Die Stadt hat gegläntzt, und mir war klar, dass ein neues Kapitel meines Lebens anfängt.« Zusammen mit einigen Genossen gründet Ronconi ihre eigene linksterroristische Vereinigung: Prima Linea.

Der Museumsführer öffnet eine Tür und zeigt den Besuchern eine Bahre aus olivgrüner Jute mit einem Loch in der Mitte. Es ist ein Fixierbett. Auf ihm schnallten Aufseher bis Mitte der Siebzigerjahre die Gefangenen fest, nackt, als Strafe. »Meine Freundin verbrachte zwei Tage und zwei Nächte darauf«, sagt Ronconi. Heute sieht sie das Bett zum ersten Mal.

1980. Ronconi tötet. Im Jahr davor nimmt die Polizei William Vaccher fest, ein junges Mitglied von Prima Linea. Schon nach drei Monaten bekommt er Freigang, weil er mit der Justiz kooperiert. Ein Verrat, Vaccher muss sterben, die Führung statuiert ein Exempel. Ronconi erinnert sich genau an die Entscheidung: »Alle schwiegen, also habe ich gesagt: ›In Ordnung. Ich mache das.«

Die Verlobten des Terrors: Susanna Ronconi und Sergio Segio während des Prozesses gegen Prima Linea

Es ist der 7. Februar 1980. Um 8 Uhr morgens verlässt Vaccher seine Mailänder Wohnung, um sich wie immer vor der Arbeit bei der Polizei zu melden. Er steigt ins Auto, steckt den Schlüssel ins Zündschloss und dann sieht er sie, seine ehemaligen Genossen, darunter eine Frau: Ronconi. Er steigt aus dem Auto und versucht, zu fliehen. Ronconi tötet Vaccher mit einem Kopfschuss auf offener Straße.

Sie hatte nie darüber nachgedacht, wie es sich anfühlt, einen Menschen zu töten. »In solchen Situationen entwickelt man eine Logik von Freund-Feind. Wenn du nicht für mich bist, bist du gegen mich. Das entmenschlicht den Feind.« Ronconi spricht jedes Wort ganz langsam aus. »Anders könntest du ihn nicht töten.« Ronconi senkt den Kopf, dann hebt sie ihn

wieder und schaut zur Wand. »Damit werde ich nie zu Recht kommen.«

Ronconi war auch bei anderen Morden dabei. Als Anführerin trägt sie die moralische Verantwortung für alle Menschen, die Prima Linea ermordet hat. Doch nach dem Tod von Vaccher fragt sie sich, wohin der bewaffnete Kampf sie noch führen könne.

Es dämmt schon, als die Polizei sie am 3. Dezember 1980 in Florenz überrascht. Sie wird in der Wohnung eines Freundes verhaftet und später wegen der Beteiligung an mehreren Morden zu lebenslanger Haft verurteilt.

Sie bleibt nur zwei Jahre im Gefängnis. Ronconis langjährigem Lebensgefährten und Mitankführer von Prima Linea, Sergio Segio, gelingt am 3. Januar 1982 einer der spektakulärsten Gefängnisausbrüche der italienischen Geschichte. Ronconi und drei Genossinnen sind im Hof des Gefängnisses in Rovigo. Sie fangen an, den Refrain von Gianna Nanninis »California« zu singen: »Wir sind Kalifornien, wir sind die Freiheit.« Das Signal. Die Explosion reißt ein Loch in



Heute und damals: Susanna Ronconi in ihrer Wohnung in Turin

die Wand. Segio hatte Sprengstoff an den Außenmauern angebracht. Ronconi und ihre Genossinnen fliehen. Ein Mann, der seinen Hund ausführt, verliert durch die Explosion sein Leben.

Zehn Monate lang versteckt sich Ronconi, bis die Polizei sie am 28. Oktober 1982 in Mailand erneut festnimmt. Auch Segio wird 1983 gefasst. Damit sitzt die gesamte Führung von Prima Linea. Ein halbes Jahr lang schreiben sich die Mitglieder Briefe, analysieren ihre Taten und reden über Gewalt als politisches Mittel. Ihnen wird klar, dass der bewaffnete Kampf ein Fehler war. »Diese Erkenntnis hat sich angefühlt, als hätte mir jemand die Organe herausgerissen«, sagt Ronconi heute. Als Prima Linea sich in einer schriftlichen Stellungnahme von ihren Taten distanziert, beachten weder Staat noch Medien diese Entscheidung. Sie schweigen lieber, als ehemalige Terroristen zu Wort kommen zu lassen.

Der Weg in die Normalität ist für Ronconi ein Kampf. In den letzten Jahren ihrer Haft beginnt sie, für einen Anti-Drogen-Verein zu arbeiten. Als sie 2006, sieben Jahre nach ihrer Entlassung, in den

parlamentarischen Anti-Drogen-Beirat gewählt wird, empören sich Politiker und Journalisten. »Man bittet Mörder nicht um Beratung – weder zu Drogen noch zu anderen Themen«, sagt der damalige Kommunikationsminister Maurizio Gasparri.

Schon im Gefängnis schreibt Ronconi Tagebuch, nach ihrer Entlassung meldet sie sich an einem Weiterbildungs-

Ein prekärer Staat wie der italienische will über seine *Geschichte* des Terrors nicht nachdenken

zentrum für autobiographisches Schreiben an. Heute ist sie dort Dozentin. Die wenigsten Kollegen fragen sie nach ihrer Vergangenheit.

Sollte Ronconi an ihren Taten gemessen werden? Oder daran, dass sie ihre Taten reflektiert hat?

In Italien wurde die Geschichte des Linksterrorismus bis heute nicht aufgear-

beitet. In den Schulen wird darüber kaum gesprochen. Über das blutigste Jahrzehnt der italienischen Nachkriegsgeschichte wird bewusst geschwiegen. Darüber zu reden würde bedeuten, eigene Fehler zugeben zu müssen. Es würde die Frage aufwerfen, ob es nicht falsch war, Terroristen zu foltern. Überlegungen, die sich ein prekärer Staat wie der italienische nicht leisten will.

Der Museumsführer hält an einer Gedenktafel für zwei Aufseherinnen. Sie starben 1989 bei einem Brand im Frauenblock. Die Inhaftierten selbst hätten überlebt und nur leichte Vergiftungen erlitten, erklärt der Museumsführer. Ronconis Wangen erröten. »Sie erzählen die Unwahrheit: Neun meiner Freundinnen sind durch diesen Brand ums Leben gekommen. Es gab einen Prozess, weil die Gefängnisführung 45 Minuten gebraucht hat, um die Feuerwehr zu rufen«, sagt sie. Sie selbst habe nur überlebt, weil sie Freigang hatte. Die Besuchergruppe ist still. Nach dem Rundgang kommt der Museumsführer auf Ronconi zu. Verdruckst erkundigt er sich nach der Brandnacht. Von der wahren Version der Geschichte hatte er noch nie gehört. ×

Unten der Oberfläche

Gewalt findet in uns und zwischen uns statt.

Eine Psychiaterin und ein Historiker erklären die Ursachen

Interviews Francesco Giammarco | Illustration Lars Baus



Gewalt ausüben, können eine verringerte Dopaminausschüttung haben. Wenn sie dann gewalttätig werden, wird der Ausstoß dieses Hormons erhöht.

Gewalt macht also Spaß?

Sie hat nicht auf jeden eine solche Wirkung, aber auf manche. Das Dopamin steigt übrigens auch bei Gewalt gegen sich selbst. Außerdem kann Gewalt Stress abbauen, weil Adrenalin verbraucht wird.

Was geschieht mit Menschen, die Gewalt erleiden?

Gewalt macht in der Regel sehr schnell krank. Grundsätzlich muss man unterscheiden zwischen akuter und chronischer Gewalt. Im Falle akuter Gewalt entwickeln manche Opfer, wenn sie eine Veranlagung haben, eine Posttraumatische Belastungsstörung. Die meisten reagieren mit akuten körperlichen Symptomen, sind ängstlich oder aufgeregt. Oft sprechen die Menschen auch nicht mehr.

Und bei chronischer Gewalt?

Wer chronischer Gewalt ausgesetzt ist, ändert seine Überzeugungen, er ändert im Prinzip seine Persönlichkeit. Opfer chronischer Gewalt sind der Meinung, dass die Zukunft verkürzt ist, dass das Leben keinen Sinn macht, dass sie selbst auch nichts wert sind. Chronische Gewalt ist weitaus schwerer zu bewältigen und Opfer solcher Gewalt sind auch schwerer zu behandeln.

Welchen Einfluss hat Gewalt im Fernsehen auf den Menschen?

Erwachsene werden davon kaum beeinflusst. Aber für die kindliche Entwicklung spielt Gewalt in den Medien eine große Rolle. Viele Filme sind zu früh freigegeben. In jedem normalen Tatort wird jemand gequält. Wenn man Kindern und Jugendlichen zeigt, dass Gewalt etwas Normales ist, kann das dazu führen, dass die Gewaltbereitschaft steigt.

Frau Schmidt, wie definieren Sie Gewalt?

Gewalt ist die Ausübung von Macht über einen Menschen, gegen dessen Willen und zu seinem Schaden. Gewalt ist nicht immer körperlich, sie kann auch rein psychischer Natur sein.

Ist der Mensch von Natur aus gewalttätig?

Nicht jeder Mensch hat die gleiche Neigung zu Gewalt, da gibt es große Unterschiede. Ähnlich ist es auch bei Mut oder Ängstlichkeit. Es gibt einfach Leute, die mehr dazu neigen, und welche, die es weniger tun.

Wann wird ein Mensch gewalttätig?

Jeder Mensch kann gewalttätig werden, wenn er sich bedroht fühlt. Der häufigste Auslöser für Gewalt ist Schmerz. Oder auch, sich in einer Situation zu befinden, die in naher Zukunft schmerzhaft werden könnte. Und dann gibt es noch Gewalt im Zusammenhang mit Sexualität. Die tritt häufig auf, wenn das Gefühl entsteht, der Sexualpartner würde einem weggenommen. Wenn Menschen Angst um ihre Grundbedürfnisse haben, werden sie gewalttätig.

Was geschieht im Gehirn, wenn man zuschlägt?

Das hat mit dem Botenstoffsystem, den Neurotransmittern, zu tun. Es gibt den Botenstoff Dopamin, der für das Lustempfinden zuständig ist. Menschen, die



Ulrike Schmidt leitet die Trauma-Ambulanz am Max-Planck-Institut München

Herr Zimmermann, was lehrt uns die Geschichte über Gewalt?

Dass der Mensch immer dazu fähig ist, Gewalt auszuüben. Dadurch sind wir auch ständig in Gefahr, Gewalt zu erleiden. Das gilt für alle Kulturen und Gesellschaften und wird sich wohl auch nie ändern. Gewalt ist eine Konstante der Menschheitsgeschichte.

Wer entscheidet, was Gewalt ist?

Im Laufe der Geschichte hat sich stets verändert, was als legitime Gewalt angesehen wird und was nicht. Das ist abhängig von vielen verschiedenen Faktoren: dem politischen System, den wirtschaftlichen Verhältnissen, der Bildung. Gesellschaften

entscheiden aber seit jeher selbst, welche Formen von Gewalt erlaubt sind und welche nicht. Erfolgreiche Gemeinschaften brauchen Vertrauen und Sicherheit – dafür muss die Gewalt geregelt sein.

Was interessiert Sie am Thema Gewalt?

Was mich interessiert, ist Gewalt zu erklären. Auf dem Feld der Psychologie und Neurologie gab es in den letzten 20 Jahren sehr interessante Entwicklungen. Es ist – entgegen dem, was Sigmund Freud behauptet hat – nicht so, dass wir Aggression in uns haben, die sich aufstaut und herausgelassen werden muss. Aggressives Verhalten entsteht, wenn es Störungen in einer Gemeinschaft gibt.

Welche Störungen meinen Sie?

Denken Sie an die sozial Entrechteten in den Banlieues von Paris: Gruppen innerhalb der Gesellschaft, die nicht dazugehören. Wer sich ausgeschlossen fühlt, ist eher bereit, Gewalt auszuüben. So, wie wir es bei den Unruhen 2005 in Frankreich und 2011 in England erlebt haben.

Welche Ziele haben die Jugendlichen damals verfolgt?

Die Ziele sind eher diffus. Oft geht es darum zu signalisieren, dass man sich ausgeschlossen fühlt. Oder sogar verletzt.

In der Geschichte scheint Gewalt vor allem ein männliches Phänomen zu sein.

Das liegt einfach daran, dass Frauen von ihren Gehirnstrukturen her weniger zur Gewalt fähig sind. Männer reagieren im Hirn viel stärker auf die Wahrnehmung von Gewalt. Das heißt nicht, dass Frauen keine Gewalt ausüben können. Männer sind aber viel stärker dazu veranlagt.

Ist die Menschheit im Laufe der Geschichte weniger gewalttätig geworden?

Es gibt eine Diskussion darüber, ob wir heute zivilisierter leben als früher. Tatsächlich ist die Zahl der Mordfälle von der frühen Neuzeit bis heute statistisch gesehen zurückgegangen. Da scheint es einen Zivilisierungsprozess zu geben. Das ist die eine Seite. Auf der anderen Seite gibt es die Gewalt, die Gemeinschaften gegeneinander ausüben. Und da behaupten viele Historiker, dass das 20. Jahrhundert den Höhepunkt der Gewalt darstellt. Im Grunde glauben die Menschen seit den alten Griechen daran, dass alles bleibt, wie es ist. Aus historischer Sicht muss man aber sagen, dass das nicht zutrifft.

Gab es denn besonders brutale Zeiten?

Auf den ersten Blick hat man natürlich den Eindruck, die Römer wären sehr blutrünstig gewesen, weil sie sich die Gladiatorenkämpfe im Kolosseum ansahen. Tatsächlich haben die Römer aber das, was im Kolosseum stattfand, nicht als die Realität wahrgenommen. Der Kirchenvater Tertullian macht sich in Berichten aus der Zeit über die Römer lustig, die sich im Kolosseum die schlimmsten Metzereien ansahen, auf der Straße aber den Anblick eines Toten nicht ertragen konnten.



Martin Zimmermann ist Professor für Alte Geschichte an der LMU München





68

Kampf

Schmerz, lass nach

In den USA ist Mixed Martial Arts beliebter als Boxen. In Deutschland darf der Sport nicht im Fernsehen gezeigt werden. MMA ist zu brutal – fast alles ist erlaubt. Eindrücke vom Cagefight in München

Fotos Hanna Gieffers





Lukas Brückmann gegen Jaroslaw Altermott: Monatelang haben sie sich auf diesen Moment vorbereitet. Der Kampf dauert nur 1 Minute und 14 Sekunden.

Beim Training, in der Schule, bei der OP: Die Webreportage zeigt Brückmann auf seinem Weg zum Cagefight gegen Altermott. Er will Profi werden.

www.klartext-magazin.de/52K/imkaefig





Ich, Bodyguard

Einmal im Leben Actionheldin sein: Ich habe zwei Tage an einer Ausbildung für Personenschützer teilgenommen, wollte kämpfen und schießen lernen – scheiterte aber schon an der Autotür

70

Schutz

Text Laura Meschede | Fotos Deniz Aykanat

Schüsse knallen, Rauch steigt auf, Männer in Uniformen sichern mit Sturmgewehren das Gelände. Tackleberry liegt in einer Blutlache und schreit. Neben ihm: seine abgetrennte Hand. Die Männer in seiner Nähe lassen die Waffen sinken und knien sich zu ihm. Sie binden seinen Arm ab, stellen ihm Fragen, auf die er nicht reagiert. Dann fixieren sie ihn auf einer Matte und schleifen ihn aus der Gefahrenzone.

Stoppaste. »Hat echt Spaß gemacht«, sagt Tackleberry. Seine Hand, die eben noch abgerissen auf dem Boden zu sehen war, greift nach dem Cola-Glas. Ich stoße mit ihm an und grinse höflich, während mich innerlich der Neid zerfrisst. Das Video des »Combat Medic-Lehrgangs«, das mir Tackleberry gerade vorgeführt hat, vereint so ziemlich alles, was ich mir von meinem Aufenthalt bei der »Ausbildungsakademie für Sicherheit Waldmünchen«, kurz ASSW, erhofft hatte: Waffen, Notsituationen und Adrenalin. Doch heute, am Abend meines ersten Tages als Bodyguard, erscheint mir das nicht mehr so richtig realistisch.

Als mir die Idee kam, ein paar Tage an der Personenschützerausbildung der ASSW teilzunehmen, waren meine Erwartungen wohl etwas zu romantisch. Ich hatte mir ein richtiges Actionhelden-Training vorgestellt: Vormittags schießen, nachmittags durch den Schlamm kriechen und mir abends von etwas lang-

sam denkenden, aber muskulösen Männern erzählen lassen, dass sie dank mir endlich auch Frauen als starkes Geschlecht sehen. Weil ich so gut geschossen und auf Anhieb den Roundhouse-Kick hinbekommen habe. Von dem Film »Bodyguard« habe ich eigentlich nur die Szene in Erinnerung, in der Kevin Costner blutüberströmt nach einer gefährlichen Rettungsaktion mit letzter Kraft den Attentäter erschießt. So etwas will ich auch können.

DER HARTE WEG ZUR ACTIONHELDIN

Mit der Wirklichkeit, das merke ich schnell, hat meine Vorstellung wenig zu tun. Am ersten Tag meiner Ausbildung zur Actionheldin lernen wir erst einmal, aus dem Auto auszusteigen. Was gar nicht so einfach ist. Nach 15 Minuten und vier Versuchen schaffe ich es zum ersten Mal: Auf das Codewort warten, die rechte Hand unter den Gurt legen, abschnallen, den Gurt auf die rechte Seite führen, direkt zur roten Plastikwaffe am Hosensack greifen, parallel mit der linken Hand die Tür öffnen, dann mit beiden Beinen gleichzeitig aussteigen und die Hand wieder von der Waffe nehmen.

Schon mit beiden Beinen gleichzeitig auszusteigen, stellt mich vor ein nahezu unlösbares Problem. Irgendwann werde ich hektisch, meine Hand verheddert sich im Gurt. Außerdem fällt



Immer die Position wahren:
Wenn Junior seinen Platz verlässt, muss ich schnell vor Johannes laufen, um mögliche Attentäter abfangen zu können

mir andauernd der Stöpsel aus dem Ohr. Scheißteil. Wie soll ich denn voll bewaffnet durch den Schlamm kriechen, wenn ich es noch nicht einmal schaffe, das Auto zu verlassen?

»Ich mache das inzwischen ganz automatisch«, lässt mich Tackleberry wissen. Tackleberry, der heute mit mir und dem anderen Auszubildenden, Junior, das Training absolviert, ist die Menschwerdung meiner gesammelten Vorurteile über Personenschützer: gefühlte 2,90 Meter groß, bullige Statur, das spärliche schwarze Haar glatt nach hinten gegelt. Er trägt, wie könnte es anders sein, eine Bomberjacke, weite Militärhosen, schwarze Bundesweherschuhe und eine Fliegersonnenbrille. Eigentlich heißt er Christian, aber alle nennen ihn hier Tackleberry, das ist sein Funkrufname. In seinen Sätzen fallen überdurchschnittlich oft die Worte »Puff« und »Liegestütze«.

Nach einer kurzen Raucherpause geht das Training weiter. Wir setzen ein erfolgreiches Aussteigen voraus und beginnen, das Gelände zu sichern. Junior, der sich in der zweiten Ausbildungswoche befindet, geht voran. Ihm folgen die Schutzperson in Form von Ausbilder Johannes, daneben Tackleberry und ganz hinten ich. Unser Ziel ist es, Johannes sicher durch das Gelände zu führen, unser größter Gegner das Gestrüpp.

An jeder Ecke läuft Junior ein paar Meter vor, um eventuelle Scharfschützen auszuschalten. Dann muss ich meinen Platz ganz hinten verlassen, um direkt vor Johannes laufen zu können – es muss immer jemand vor der Schutzperson stehen. Je mehr ich versuche, mich zu konzentrieren, desto bedrohlicher wirkt die Situation. Der verwilderte Waldweg tut sein Übriges.

DIE PARANOIA STEIGT

An einem zugewucherten Bunker bleiben wir stehen. Junior zieht seine Spielzeugwaffe, hält sie sich direkt vors Gesicht (»Die Waffe muss deine verlängerte Nasenspitze sein!«), geht in die Knie und blickt durch den Eingang. »Wenn man sichergehen will, dass ein Raum sauber ist, muss man immer gebückt hineinschauen«, erklärt Johannes. »Falls jemand eine Waffe auf die Tür gerichtet hat, kann er dich erschießen, noch bevor du ihn überhaupt gesehen hast.« Aha, denke ich, damit weiß ich immerhin schon mehr über das Sichern von Räumen als ein Großteil der Actionhelden im Kino.

Inzwischen hat sich reichlich Adrenalin angesammelt. Obwohl mir klar ist, dass wir uns auf einem Trainingsgelände befinden und vermutlich niemand Interesse an unserer Ermor-

dung hätte, blicke ich ständig gehetzt um mich. Ich lerne: kein Personenschutz ohne Paranoia.

Der nächste Morgen beginnt noch weniger actionreich als der letzte, jede Paranoia ist inzwischen in der Arbeitsatmosphäre verdampft. Die heutige Übung: Schutzperson Johannes sicher durch ein Shoppingcenter begleiten. Bevor es losgeht, müssen wir die wichtigsten Fragen klären: Welche Blutgruppe hat unsere Schutzperson? Wie heißt ihr Hausarzt? Wer weiß am ehesten über ihr Leben und ihren Tagesablauf Bescheid?

Junior soll die Abfrage durchführen, aber er ist zu langsam. Nach Ablauf der zehn Minuten, die er zur Verfügung hat, fehlen noch die Gefahreinschätzung und die Nummer des Hausarztes. »Das ist schlampiges Arbeiten«, herrscht Tackleberry Junior an. »Klaus hätte dich dafür schon in den Arsch gefickt!« Klaus ist einer der anderen Ausbilder und der Hinweis auf Analverkehr wohl ein Synonym für Liegestütze.

Nach der Abfrage geht Junior das Auto waschen, tanken und einkaufen, was man als Personenschützer so braucht: Kaugummis, Getränke, Snacks, Taschentücher, Kondome (»Stell' dir vor, deine Schutzperson will auf dem Weg einen Abstecher in den Puff machen.«). Ich stelle zum wiederholten Mal fest, dass ein Bodyguard die meiste Zeit des Tages mehr als Lakai denn als Kampfmaschine verbringt.

Ein Eindruck, den mir Johannes bestätigt. Die meiste Zeit, sagt er, verbringe man als Bodyguard damit, Shoppingtüten zu tragen und Familienmitglieder der Schutzperson durch die »



Unprofessionell: Mein Sakko ist zu kurz, das Funkgerät immer zu sehen. Für einen unauffälligen Auftritt nicht sehr hilfreich

» Gegend zu kutschieren. »Selbst bei gefährdeten Personen liegt die Chance, dass es tatsächlich einen Anschlag gibt, bei ungefähr 0,1 Prozent.« Die Hauptaufgabe des Personenschützers sei es, diesen Fakt zu ignorieren und trotzdem wachsam zu bleiben. Für mich, die ich in etwa die Aufmerksamkeitsspanne einer unternehmungslustigen Eintagsfliege besitze, stellt diese Wachsamkeit ein fast ebenso großes Problem dar wie der Gedanke daran, zur bewaffneten Kofferträgerin zu werden.

Dafür zieht die Disziplin an diesem Vormittag plötzlich gewaltig an. Als ich, die nur am Rande in die Trainingsvorbereitungen eingebunden ist, die vierte gelangweilte Zigarette des Tages rauchen gehen möchte, sagt Tackleberry: »Wir dürfen jetzt nicht mehr rauchen!« Schon klar, denke ich und gehe trotzdem.

Das hätte ich besser bleiben lassen. 15 Minuten später stehen wir im Fitnessraum, in den uns Johannes zitiert hat, und starren betreten auf den Boden. »Glaubt ihr, es ist ein gutes Zeichen, dass wir uns hier im Fitnessraum treffen?«, fragt Johannes. »Nein«, antworten Tackleberry und Junior betreten. »Jetzt reicht es langsam«, sagt Johannes. Er spricht langsam, es klingt bedroh-

lich. Es sei sowieso ein lockeres Training und er habe wirklich keine Lust, dass wir die Regeln komplett ignorieren.

»Das gilt auch für dich, Laura!« Ich zucke leicht zusammen und versuche, so schuldbewusst wie möglich zu gucken. Johannes wird lauter: »Und wenn sich heute noch einmal jemand so etwas erlaubt, blasen wir die Übung ab und fahren auf die Ranch.« Er dreht sich um und verlässt den Raum. Kurze Stille, dann flüstert Junior: »Der meint das ernst. Auch das mit der Ranch.« Schluck. »Was ist die Ranch?«, frage ich kleinlaut. Vor meinem inneren Auge spielen sich brutale Szenen mit verlassenem Bauernhäusern und ausgepeitschtem Personenschutznachwuchs ab. »Das Trainingsgelände, auf dem wir gestern waren«, antwortet Tackleberry. »Da liegt so ein Reifen, der ist ziemlich schwer«, ergänzt Junior. »Den müssen wir dann zur Strafe über den Hof tragen.« Das klingt ungesund und so verläuft die restliche Trainingsvorbereitung zigaretten- und widerspruchslos.

Im Shoppingcenter hält sich meine gute Laune dementsprechend in überschaubaren Grenzen. Die Nikotinabstinenz in Verbindung mit meiner Unfähigkeit, auch nur ein paar Minuten



Das Aussteigen: stellt für mich auch vor dem Shoppingcenter noch eine Herausforderung dar. Tackleberry (o.) meistert das Alltagshindernis dagegen souverän

Den Rest des Tages
verbringe ich damit,
missmutig über die
Beschneidung meiner
Rechte nachzudenken



Und im Notfall? Ausbilder Johannes demonstriert an Junior den richtigen Umgang mit Angreifern – zu Juniors Leidwesen

fehlerlos zu überstehen, strapaziert mein Nervenkostüm. Eigentlich ist auch heute meine Aufgabe nicht allzu schwer: Ausgestattet mit Funkgeräten und gekleidet in schwarze Sakkos sollen wir Johannes so durch das Shoppingcenter geleiten, dass keine Person ihm nahe genug kommen kann, um seine Kehle aufzuschlitzen. Dabei sollen wir möglichst unauffällig aussehen, um niemanden auf die Prominenz unseres Schützlings aufmerksam zu machen. Mir gelingt nichts von beidem.

TÜTENTRÄGERIN OHNE RECHTE

Im *C&A* erschrecke ich eine Gruppe shoppender Frauen fast zu Tode, als ich unauffällig die Anzahl der Notausgänge in mein Funkgerät nuschele. Nur meiner schwächlich-weiblichen Erscheinung verdanke ich es wohl, dass sie keine Terrorwarnung absenden. Vor einem Jeans-Geschäft, vor dem ich unauffällig stehen und die Lage beobachten soll, spricht mich nach ungefähr drei Minuten ein älterer Mann an. Wie er zur Sparkasse komme, möchte er wissen. Er reagiert sehr irritiert, als ich gestehe, zum ersten Mal in diesem Einkaufszentrum zu sein. Dank Sakko und Funkgerät hatte er mich für eine Kaufhaus-Security gehalten. Und als Johannes bei *Saturn* Rolltreppe fahren will, springe ich erst so spät vor ihn, dass ein möglicher, von oben nahender Attentäter ihn bereits dreimal erschossen hätte.

Den Großteil des Tages verbringe ich damit, missmutig über die Beschneidung meiner Rechte nachzudenken. Geraucht wird nur noch in den festgelegten Raucherpausen, unsere Handys haben wir stumm geschaltet und gegessen habe ich auch seit 8 Uhr morgens nichts mehr. Eine Tütenträgerin ohne Rechte, das hat mit meinem Bild von mir als Actionheldin nun wirklich gar nichts mehr zu tun. Enttäuscht fahre ich nach dem Training nach Hause.

Ein paar Tage später sehe ich mir noch einmal »Bodyguard« an. Vieles, was mir an dem Film bisher nicht aufgefallen war, springt mir jetzt ins Auge. Ich verstehe Kevin Costners Aufregung, als Whitney Houston plötzlich verschwindet. Ich selbst kam ja schon mit unerwarteten Richtungswechseln im Shoppingcenter nicht zurecht. Vor allem aber stelle ich fest: Im wahren Leben würde Costner keinen Tag lang seinen Job behalten. Er widerspricht seiner Schutzperson, weigert sich, ihr beim Shoppen die Klamotten in die Umkleidekabine zu reichen – und dann schläft er auch noch mit ihr. »Was für ein Amateur«, denke ich. Zur Actionheldin mag es ja nicht gereicht haben. Aber ein besserer Bodyguard als Kevin Costner bin ich schon jetzt. ×



Auf die Fresse, Schwager!

74

lust

Nur eine Hochzeit mit Schlägerei ist eine gute Hochzeit. Vor allem, wenn Bayern und Türken heiraten. Zwei Betroffene erzählen von einem Fall, der sich genau so zugetragen hat

Text Johannes Aykanat und Deniz Mitterer | Illustration Lars Baus

Schreie im Festsaal, irgendetwas mit »Esel«, »deine Mutter« und »Geschlechtsverkehr«. In der Ecke weint Metzger Stelzl, Gamze hat ihm extra viel Scharf in die Augen gerieben. Vom Dönerspieß lacht das Spanferkel und Tante Gerdas Sohn Seppi verfeinert das Baklava-Büffet mit Schweine-Jus.

Werner und Özlem heiraten. Und alle sind sie gekommen. Onkel Horst. Tante Gerda und Sascha, ihr dritter Ehemann. Schwägerin Gamze und Schwager Hasan. Cousin Betül und seine Brüder Beyhan, Bülent, Bilal, Burak, Balatekin und Baltaş. Oma Edeltraud und die Asche von Opa Werner senior.

Standesamt von Laberweinting, die ersten Probleme: Der Beamte Heil, Muttersprache Niederbayerisch, verheiratet Werner aus Versehen nicht mit Özlem, sondern mit Özgür. Werner und Özlems Bruder sind jetzt das erste bayerisch-türkische Homo-Ehepaar im Landkreis Strau-

bing-Bogen. Trotz erster Bedenken freut sich Özgür über die steuerlichen Vorteile.

Auf der Fahrt zur Hochzeitsfeier verheddern sich die Auto-Corso-Spezialisten Betül und Beyhan in Bülents Galatasaray-Flagge. Sie fallen aus ihrem 3er-BMW direkt unter Oma Edeltrauds Mercedes S-Klasse. Die rüstige alte Dame rutscht von ihrem Keilkissen, bleibt aber wie durch ein Wunder unverletzt. Ab jetzt fährt sie die Brüder jeden Donnerstag zur Krankengymnastik.

Im Festsaal angekommen, gehen Bülent, Bilal, Burak, Balatekin und Baltaş ihrem Neu-Cousin Seppi an die Vorhaut. Tante Gerda verjagt die Hobby-Urologen mit einem dreifachen Ave Maria. Sie laufen direkt in die Arme von Onkel Horst, der den Brüdern zur Strafe mit dem Trachtenmesser die Damenbärte von der Oberlippe schabst. Hasan fräst mit *Der Gerät*® Halbmond und Stern in die Motorhaube von Horsts *Fiat Panda*.

Zum Dank rollt Horst Hasan wie eine Lahmacun in den Perserteppich und legt ihn zu den Hammelspießen auf den Kohlegrill. Dabei gerät er selbst mit seinem Zwirbelbart zu nah an die Glut. Er muss seine Teilnahme am Schnurrbartwettbewerb absagen – und beschert damit Tante Ayşe den größten Sieg ihres Lebens.

Sie gewinnt mit ihrer Augenbraue.



MANCHMAL IST DIE GRÖSSTE
INNOVATION, WENN NICHTS
DABEI RAUSKOMMT.

Elektrofahrzeuge, CO₂-neutraler Versand, Klimaschutzprojekte – seit Jahren setzen wir uns umfassend für einen umweltfreundlichen Logistikprozess ein. Umso mehr freut es uns, dass unser **GOGREEN**-Programm nun offiziell und unabhängig mit dem GREEN BRANDS-Siegel als ökologisch nachhaltig ausgezeichnet wurde.

www.dpdhl.com



Deutsche Post DHL



SIE STECKEN UNS LOCKER IN DIE TASCHEN!

Große Reportagen statt Kleingedrucktem:
Das preisgekrönte Allianz Magazin »1890« gibt es gratis als
multimediale App für Ihr iPhone, iPad und Android-Tablets

